Oecon.
273
m

Bec.
273 m

Beyträge.

Nützliche und bewährte

Beyträge

zur Oekonomie

zum Besten für Stadt- Haus- und Landwirthe.

Zwey Hefte

mit einem illuminirten Kupfer.

Nürnberg. 1811.

95 B.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

a) Vortheile für die Haushaltung ꝛc.

Leichtes und unschädliches Mittel, thierische Substanzen (sohin alles Fleisch) vor der Fäulniß zu bewahren.

Es ist ein eingewurzeltes Vorurtheil, zu behaupten, es gäbe keine andere Art, das Fleisch zu konserviren, als die, es auf das Eis zu legen. Wie höchst schädlich und der menschlichen Gesundheit nachtheilig diese Konservationsart sey, überzeugten mich chemische Erfahrungen, die ich mit solchem, in Eiskellern aufbehaltenem Fleische anstellte. Ich theile sie öffentlich dem Publikum mit, und unterwerfe die Wahrheit meiner Untersuchungen, dem strengsten Urtheile erfahrner Aerzte und Naturkündiger.

Ich behaupte, diese Art von Fleisch-Konservation ist eine heimliche und langsame Vergiftung des Menschen, indem dieses Fleisch der Gesundheit höchst nachtheilig ist, und die Ursache verschiedener Krankheiten werden kann.

Hier folgen meine Gründe und Erfahrungen. —

Wenn ein thierischer Körper faulet, so ist diese Fäulniß insgemein eine Zersetzung der animalischen Substanz durch Zutritt der Luft. Der eckelnde und widrige Gestank, der aus den faulenden Körpern aufsteiget, sind die in Gährung gebrachten Theilchen, die in gas- oder luftförmigen Zustand übergehen.

Die Menschen haben die Erfahrung gemacht, daß die Kälte der Fäulniß widerstehe, wie die Wärme dieselbe befördert; sie glaubten, der Anfang der Fäulniß gebe sich durch den Gestank zu erkennen. — Das Fleisch mittels der Kälte vor dem Gestanke, oder (nach ihrer Meinung) vor der angefangenen Fäulniß zu bewahren, wäre also das beste Erhaltungsmittel. Diese unrichtige Anschauungsart

führ-

führte die Gewohnheit herbey, das Fleisch, seiner Erhaltung wegen, aufs Eis zu legen, und der größte Theil glaubt noch, das Fleisch faule nicht, weil es nicht stinket. Allein chemische Zersetzungen, und verschiedene Versuche mit auf dem Eis gelegten Fleische, überzeugten mich, daß das Fleisch wirklich in eine, der Gesundheit höchst nachtheilige, Art von Fäulniß übergehe, wenn es gleich keinen faulenden Gestank von sich giebt.

Bey der Fäulniß äussert sich der Gestank nur, wenn die in faulende Gährung gerathenen animalischen Substanzen in luftförmigen Zustand übergehen können, wird dieser Uebergang verhindert, so kann der Körper doch faulen, ohne zu stinken, und diese Fäulniß ist um so gefährlicher, da sie konzentrirt ist, und die ansteckenden Theilchen, welche sonst in die Luft übergehen, in ein wirkliches giftiges, faules Wasser verkehrt werden.

Das Fleisch, welches aufs Eis gelegt wird, faulet wirklich, obwohl es nicht stinkt. Die zusammenziehende Kraft der Kälte, welche nur die

die Oberfläche berühret, und sich in einem bestimmten Umkreise um den Körper ausdehnet, verhindert, daß die in Gährung gesezten Theile sich nicht verflüchtigen und in gasförmigen Zustand übergehen können, d. i. es kann kein faulender Gestank erfolgen, wohl aber werden diese faulende Theile, die im gasförmigen Zustande einen unerträglichen Gestank verursachen würden, von der Uebergewalt der Eiskälte niedergeschlagen, und bilden das schleimichte Wasser, das sich auf der Oberfläche des Fleisches zeigt.

Wenn man dieses schleimichte Wasser sammelt, es in einer Glasretorte über gelindem Lampenfeuer behandelt, so wird den faulenden Substanzen, die nur durch die Kälte eingeschränkt worden sind, sogleich Freyheit gegeben, sich zu entwickeln, und es fängt die abscheulichste Putrefaktion an, wobey sich, unter einem tödtenden Gestanke, eine höchst vergiftete faule Luft entwickelt.

Ein Vogel, der in einem geräumigen Gefäße eingeschlossen war, sank um, sobald nur ein wenig von dieser Luft, die sich aus obiger

Masse

Masse entwickelte, in das Gefäß eindrang; in der Untersuchung zeigte sie sich als lebenraubende, tödtliche Luft. Das faulende, in Gährung gebrachte Wasser, theilte die Faulniß sogleich auch andern Körpern mit. Ich besprengte nur mit einigen Tropfen ein frisches Stück Fleisch; es fieng in 24 Stunden zu faulen an, da ein anderes noch nicht einmal etwas übel roch.

Animalischen Körpern wurde dadurch ihre Erregbarkeit entzogen, da ich sie nur ein wenig benezte; — ja selbst der trockene Rückstand wirkte noch auf die thierischen Organe, und entzog ihnen ihre Reizempfänglichkeit. Ein thierisches Organ, daß mit diesem faulendem, und durch die Wärme in Gährung gebrachten Wasser, befeuchtet wird, kann durch alle mögliche Versuche nach Galvani, aus seiner tiefesten Unerregbarkeit nicht mehr zur Reizempfänglichkeit erhoben werden. Ich habe mich klar überzeugt, daß an der so großen Menge von Faulfiebern, die seit einiger Zeit herrschen, diese Behandlung des Fleisches sehr vielen Antheil haben mag, indem der Natur der erregbare Lebensstoff (die Reizempfänglichkeit) durch einen

kraftraubenden Stoff entzogen wird, welcher durch den Genuß eines solchen Fleisches leicht dem Körper beyzubringen ist.

Es giebt aber ein sehr leichtes und unschädliches Mittel, thierische Substanzen vor der Faulniß zu bewahren, und dieses Mittel ist die Kohle.

Wenn man wohl verkohltes Kohlenpulver nimmt, aus Kohlen von Buchen- oder Lindenholz, das Fleisch darauf legt, und es auch damit überstreut, so läßt sich dasselbe gänzlich gegen die Fäulniß bewahren. Man kann den Versuch mit einem wirklich schon faulenden Fleisch anstellen. Wenn man so ein stinkendes Fleisch nimmt, es einen Tag der größten Hitze aussezt, aber dabey durchaus dicht mit Kohlenpulver überstreut, so wird es seinen Gestank verlieren, und wieder eßbar werden. Bewahrt man das Fleisch auf diese Art, so wäscht man es, sobald man es verkochen will, rein ab; werden die Kohlen von mehrerem Fleische, das darin aufbehalten worden ist, feucht, so thue man sie in einen Zuber, gieße frisches Wasser

dar-

darüber, rühre sie wohl durcheinander, und lasse die Maße sich gemach zu Boden setzen; dann lasse man das Wasser davon ablaufen, trockne die Kohlen in der freien Luft, und sie sind zum fernern Gebrauche dienlich gemacht. Dieses Fleischbewahrungsmittel ist auch nicht kostspielig, und hat den wichtigen Vorzug der Unschädlichkeit.

Die Kohle enthält eine unverbrennliche und der Fäulniß widerstrebende Substanz. Diese ist das Innerste der Kohle — Kohlenbasis — Kohlenstoff.

Diese Substanz ist im Mineralreiche elektrische Erregbarkeit; — im Pflanzenreiche vegetabilische Erregbarkeit; — im Thierreiche Lebenserregbarkeit.

Verfertigung des Berberis-Beeren-Safts.

Man sammelt eine bedeutende Quantität völlig reifer Berberisbeeren, die an den mehrsten Orten wild an den Hagen oder Hecken wachsen, stößt sie in einem steinernen oder hölzernen Mörsel, und preßt den Saft durch ein

Stück feine Leinwand. Dieser Saft hat die vollkommene Eigenschaft der Citronensäure oder des Citronensafts, und dient daher an die Speisen, wozu man sonst Citronensaft nimmt, als auch zum Punsch machen. Um diesen Saft, gleich dem Citronensaft, auf längere Zeit aufzubewahren, wird derselbe in gläserne Flaschen gefüllt, mit etwas reinem Provençeröhl übergoßen und an einen kühlen Ort gestellt. Das Oehl taucht man, wenn man Saft gebraucht, mit Baumwolle reine ab, und gießt nachher wieder frisches darauf, doch so, daß aller Saft bedeckt wird.

Ein Mittel, den Kaffee aufzuklären und demselben mehr Stärke zu geben.

Man sammelt das abgekochte oder ausgelaugte Kaffeepulver, das man gewöhnlich den Satz nennet, trocknet es an der Luft, an einem schattigen Plaz, bis man dessen eine ergiebige Menge von einem oder mehr Pfunden hat. Diese sezt man in einen neuen Topf oder Schmelztiegel, deckt diesen zu, und verschmiert den Deckel mit Thon oder Laimen, und läßt

sonach

sonach den Topf oder Tiegel in einem Töpferofen mit ausbrennen. Der Kaffeesatz wird als eine graue Masse erscheinen, diese stößt man zu Pulver und verwahrt leztes in einer gläsernen, wohlverstopften Bouteille. Nimmt man beym Bereiten des Kaffees von diesem Pulver auf jedes Loth gemahlnen Kaffee einen halben Kaffeelöffel voll als Zusatz, so wird der Kaffee nicht allein sehr klar, sondern auch stark und besonders wohlschmeckend werden.

Fische, alle Arten, sehr geschmackvoll zuzubereiten.

Dieses Mittel läßt sich nur anwenden, wenn man Geflügel und zwar von der größern Gattung, entweder am Spieß oder in der Röhre brät. — Man nimmt Fische, tödtet sie mittelst eines Schlags auf den Kopf, schuppt sie rein ab, öffnet sie und nimmt die Eingeweide völlig heraus. Nun schneidet man die Fische nach Beschaffenheit ihrer Grösse und nach Maasgabe des Geflügels, das man zu braten gedenkt, in Stücke, wäscht diese rein ab und bestreut sie mit Salz und ein wenig Pfeffer. Den hoh-

hohlen Leib des Geflügels, das zum braten vorgerichtet ist, stopft man voll dieser Fischstücke und verzäunt die Oeffnung, damit sie nicht herausfallen, mit starkem Zwirn, doch so, daß die braune Butter und Brühe, womit man den Braten beträufelt, hinein laufen kann. Die Fische werden mit dem Braten zugleich fertig, und beyde erhalten einen sehr angenehmen Geschmack.

Gesalzene, besonders Seefische, durch ein leichtes Mittel von der übermäßigen Salzigkeit zu befreyen.

Man legt die gesalzenen Fische in frisches Flußwasser, etwa 5 bis 6 Stunden lang. Nun nimmt man sie, nachdeme man das anklebende Salz noch wohl abgewaschen hat, aus dem Wasser, und legt sie in eine flache Schlüssel, während man sie um und um tüchtig mit gemeinen Küchensalz einreibt, und läßt sie so 24 Stunden lange baizen. Das Kochsalz lößt die See- oder Steinsalzsäure völlig auf, und man wäscht nun beydes mit Flußwasser hinweg. Die Fische werden nun bloß noch eine mäßige, angenehme Salzsäure behalten, und von reinem,

nicht

nicht ranzigem Geschmacke befunden werden. Mit Pöckelfleisch, das mit Stein- oder Seesalz eingepöckelt worden, und schon zu salzig oder ranzig schmeckt, geht dieses Verfahren auch an. Nur einerley oder das nämliche Salz, womit der zu entsalzende Gegenstand gesalzen worden, thut keine Wirkung.

b) Vortheile für den Feldbau ꝛc.

Cultur und Benutzung der Erdmandeln (Cyperus esculentus), für das nördliche Deutschland, und ähnliche Gegenden, vom 51 Grad N. B. und so weit es angehen will.

Pflanzen, welche aus einem warmen Clima herstammen, verlangen, wenn etwas aus ihnen in kältern Gegenden werden soll, die Hülfe der Kunst; wie dies bey dieser Pflanzen-Art der Fall ist. Zärtlich ist ihr Gras, weil es auch der geringste Reif tödtet; auch die Mandeln in der Erde sollen ihre Keimungskraft verlieren, wenn sie im Herbst einen Reif ausgehalten haben. Die Anweisung zu deren Cultur, welche im Taschenbuch für Natur- und Garten-Freun-

de

de 1798. gegeben und vom Hrn. Prof. Christ in einem besondern Tractat abgehandelt worden, mag wohl im südlichern Deutschland gut seyn, bey uns aber nicht, wenigstens in Jahrgängen nicht, die späthe Frühlinge haben.

Um aber doch diese zum After-Caffee ganz guten Wurzeln auch in kältern Gegenden mit gutem Erfolge zu erziehen, wird folgende Anweisung nützlich befunden werden, besonders wenn man ins Große bauen will.

Im Herbste schon, weil es mitten im Winter bey hart gefrorner Erde nicht thunlich ist, suche man sich einen schicklichen Ort aus, der die volle Mittags-Sonne hat, und der trocken ist; mache einen Graben 4 Fuß breit, 1 1/2 Fuß tief, und so lang als man ihn zu den auszusteckenden Mandel-Wurzeln nöthig findet. Im Anfang der lezten Woche des Februars bringe man warmen Mist in diesen Graben; welchen Mist man dazu gesammelt haben muß, indem man ihn, wie er aus dem Stalle geschaft wird, an einem schicklichen Orte auf einen Haufen wirft, auch noch wohl mit langem

Stroh und Brettern zugedeckt, damit ihn strenge Kälte nicht unbrauchbar macht. — Er wird in diesem Haufen warm werden, und dann bringe man ihn etwas geschwind in den gemachten Graben, arbeite ihn wohl durcheinander, und lege denselben dergestalt, daß erst eine dicke Lage Strohiges in den Grund kommt, dann eine Lage kurzen, noch eine Lage längern, wieder eine Lage kurzen, und dies so wechselsweise, bis der Mistsatz noch einen Fuß höher als das Land umher ist. Der beste Mist ist gewöhnlich von Pferden und Hornvieh vermischt; kommt noch Schafmist hinzu, auch gut: nur daß alles wohl vermischt wird, ehe man ihn in den Graben bringt. Auch muß der Mist etwas feucht, ja nicht trocken oder gar zu naß seyn, weil er in beyden Fällen nicht warm werden würde. Ist der Satz fertig, so wird er etwas getreten, und dann bringt man oben auf noch eine dünne Lage ganz kurzen Rinder- oder Schafmist.

Die ausgegrabene Erde, wenn sie nicht ganz grob und steinig ist, kann, wenn sie vorher durch ein Erdsieb geworfen worden, sogleich

auf

auf das Mistbeet gelegt werden. Das Durchwerfen geschieht am besten auch im Herbst; könnte man die Erde an einem frostfreyen Ort aufbewahren, so wäre es desto besser; wäre sie aber gefroren, so haue man sie mit einer starken Hacke in kleine Schollen, und lege sie nur auf das Mistbeet, die Wärme wird alles in einigen Tagen wohl aufthauen. Es sind nun Bretter nöthig, um dies Mistbeet einzufassen, theils damit die Erde nicht herunter fällt, theils damit man es auch desto besser gegen den Frost schützen kann; man nagelt zu dem Behuf entweder einen Rahmen zusammen, oder man schlägt auf die langen Seiten 3 bis 4. und auf die kurzen 2 Pfähle und nagelt die Bretter daran; dies kann jeder machen, wie es sein Holzvorrath erlaubt. Hätte man gar keine Bretter, so kann man entweder breite Steine zur Einfassung setzen, oder gerade Pfähle einen an den andern einschlagen. Ist nun alles so weit fertig, und es ist sehr kalt, so decke man zuerst etwas dick, ganzes Stroh über das ganze Beet her, setze außer der Einfaßung noch einen Satz Mist auf die Art, wie in dem Graben geschehen ist, damit die Kälte nicht eindringen kann, zulezt decke

man über das gerade Stroh noch eine dicke Lage langen Pferde-Mist, Laub oder viel Farrenkraut; auf dieses noch etwas schweres als Bretter u. d. gl. damit die Kälte desto besser abgehalten wird. Hat nun das Beet 8 bis 10 Tage so gelegen, so wird es zum Anpflanzen gut seyn, man räumt nun die Bedeckung hinweg und reiniget die Erde von allem Stroh, sticht mit einem Grabeisen die Erde leicht um und ebnet sie mit einem Rechen sorgfältig, und ziehet nach der Schnur, in der Länge des Beetes, 4 Zoll auseinander 12 Linien. Ist dies geschehen, so stecke man die Mandeln in die Linien, auch 4 Zoll auseinander jedesmal eine Wurzel, (man sucht vorher die größten aus) und zwar im verschobenen Viereck, und etwa 1 1/2 Zoll tief in die Erde, ebene das Beet wieder mit dem Rechen, ohne die Wurzeln herauszureissen, und besäe solches mit gutem Kopf-Sallat- und zwischen die Reihen mit etwas wenigen Blumen-Kohl- Oberkohlravi- rc. Samen, bestreue alles einen halben Finger hoch mit Sand, den man zulezt mit einem breiten Holz andrücken kann. Weil nun die Witterung noch kalt zu seyn pflegt und der Unternehmer keine Mistbeet-Fen-

ster noch Strohdecken hätte, aber doch eine gute Bedeckung nöthig ist, so kann jeder sich auf folgende Art, da nur wenig zu bedecken ist, helfen, und diese nachbeschriebene Art Bedeckung auch zu andern Gewächsen brauchen.

Man nehme zwey gerade Bohnenstangen, lege solche 3 Fuß breit auseinander, 5 Fußlänge ist genug — (man kan dergleichen Decken 10 bis 12 Fuß lang machen, allein sie sind nicht gut zu bewegen) auf diese zwey Stangen lege man hübsch grades Rocken- oder Kornstroh, dergestalt, daß die Aehren innen zu liegen kommen und die Breite der Decke gerade 5 Fuß wird; lege zulezt noch zwey gerade Bohnenstangen oben auf, und binde mit starken Weiden die obere und untere Stange so fest als möglich, und so vielemal zusammen, daß alles recht fest wird; dergleichen Decken macht man so viel, als nöthig sind, das ganze Beet zu bedecken. Ist nun eben sehr kaltes Wetter, so legt man die Decken gleich auf, und noch wohl strohigen Pferdemist oder Farrenkraut eine dicke Lage oben drauf; man kann ein solches Beet die ersten Tage (wenn es sehr kalt wäre) zugedeckt lassen, doch

muß

muß man mehrere Mäuse-Fallen stellen, weil die Mäuse sonst den mehresten Samen ausfressen. Wird es nur einigermassen gelindes Wetter, so muß das Beet aufgedeckt werden; man muß aber den Frost, so viel es möglich ist, abhalten, und deshalb zeitig wieder zudecken.

Das Auf- und Zudecken muß besonders, wenn die Samen aufgegangen sind, täglich besorgt werden, selbst wenn die Witterung gelinde wäre, muß es doch jeden Abend zuthun nicht vergessen werden, und wie es wärmer wird, muß das Aufdecken früher geschehen, es ist dies eine Arbeit, wovon der gute Erfolg größtentheils abhängt und die sich also gut bezalt.

Hat man nun dies Auf- und Zudecken immer wohl besorgt, so wird man sich freuen, eine Menge frühen Salat und andere Pflanzen schon anfangs oder doch wenigstens in der Mitte des Aprils zu haben, wo selbige nun ausgezogen und verpflanzt werden. Die Erdmandeln kommen in so einem Mistbeet erst nach 3 bis 4 Wochen mit einem einzigen Keim zum Vorschein, und dann muß man die andern Pflanzen

sie her hinwegschaffen, wozu sich leicht Liebhaber finden, wenn man sie nicht selbst brauchen kann; wie denn auch dadurch das Beet zweyfach genützt wird, welches bey allem Feld- und Gartenbau, wo es nur immer angeht, beobachtet werden sollte.

Vorstehende Anweisung ist für diejenigen, welche Mistbeete haben und Gärtner sind, freylich überflüßig; denen brauche ich nur zu rathen, die Erdmandeln schon in der Mitte des Februars in die Mistbeete zu legen u. s. w. ich habe obiges bloß zum Besten derer geschrieben, welche davon noch gar nichts wissen, und derer sind wohl eine große Zahl, besonders derjenigen, die weder Gärtner noch Gartenfreunde sind.

Aus der Wurzel treibt ein einziger Keim hervor, aus diesem kommen 3 auch wohl 4, welche sich hinwiederum 3 auch 4 fach und so fort den ganzen Sommer vermehren, was aber die erste Zeit langsam gehet, weshalb man früh ausstecken muß, damit man zeitig eine Menge Pflanzen zum Versetzen hat; wo denn diese Pflanzen, des kurzen Sommers ohngeachtet,

doch

doch noch eine ziemliche Erndte an Gras und Mandeln liefern, wozu es aber, blos ins freye Land gesteckt, nicht, oder nur schlecht kommen kann, wie auch von denen, welche man anfangs in der Mitte des Julius noch pflanzt, keine reife Mandeln zu erwarten sind, es gäbe dann einen guten Spatherbst.

Ist die Witterung trocken, so muß das Pflanzenbeet täglich wohl begossen werden: und hat man die Sallat-Pflanzen fortgeschaft, so muß man die Erdmandeln behutsam auflockern, anhäufeln und die Zwischenräume mit kurzem Mist belegen, und mit dem Begießen fortfahren, sie lieben die Feuchtigkeit sehr und gedeihen desto besser darnach. Auch muß man das Zudecken selbst im May noch fortsetzen, denn wir haben noch zuweilen in diesem Monate, wie auch Anfangs Junius Nachfröste.

Das Land, wohin die Erdmandeln gepflanzt werden sollen, muß gut bearbeitet und gedüngt werden, auch eine sonnenreiche Lage haben. Ob sandiges oder thoniges Erdreich ihnen zuträglicher ist, dies kann ich noch so genau nicht bestim-

men;

men; daß sie aber sehr gut Land, und mäßige Feuchtigkeit lieben, ist gewiß. Im Anfang Junius wird man, wenn nach obiger Vorschrift gearbeitet worden, die Erdmandeln wohl bestaudet finden. Da läßt man die ersten kritischen Tage, besonders wenn es darinn Vollmonde giebt, vorübergehen. Das Feld wird alsdann kurz vor dem pflanzen noch einmal geackert, und recht geegget, auf 8 Zoll weit werden kleine Löcher gehackt, wo in ein jedes eine Pflanze ordentlich gesezt wird. — Die Pflanzen nimmt man nicht eher aus, bis man eben pflanzen will, und da benimmt man sich dergestalt:

1) Ziehe man immer einen Stock um den andern ganz aus.

2) Den nun noch stehenden Stöcken werden alle Keime bis auf den ersten, welches der größte ist, behutsam abgenommen, und die Erde um denselben wieder herumgelegt; dieser stehengebliebene Keim wird sich wieder stark bestauden, und die besten Mandeln liefern. Müßte die Pflanzung bey trockenem Wetter geschehen, so muß jede Pflanze ein wenig begossen werden,

wo

wo man denn, wenn das Wasser sich verzogen hat, ein wenig Erde mit der Hand über das feuchte Pläzchen ziehet, weil es sonst gar zu hart zu werden pflegt.

Das Unkraut, welches die Pflanze leicht überwächset, muß öfters ausgejähtet, die Zwischenraume aufgelockert, und noch mit kurzem Mist belegt werden; wer einen Guß von guter Gülle oder Mistjauche geben kann, wird den Nutzen augenscheinlich bemerken; die Gülle ist aber eine Sache, welche die Oekonomen in Deutschland noch kaum den Namen nach kennen; man läßt diesen vortreflichen Dünger ungenützt hinwegfließen, weil man nicht weiß, wie man ihn, ohne sich zu verunreinigen, hinschaffen soll, wo er nützlich ist. Ein andermal vielleicht ein mehreres hierüber.

Den Sommer durch hat man also nichts weiter zu thun, als das Unkraut zu vertilgen; je wärmer und fruchtbarer die Sommer-Witterung ist, je mehr kann man auf eine gute Erndte rechnen.

Da die Fröste oft anfangs October einfallen, so muß man trockene Deckungsmittel bey der Hand haben; da kann man aber das Gras erst abschneiden, weil sonst viel vertreten und verdorben würde. Wir kommen nun zur Erndte; diese ist und bleibt eine langsame Arbeit. Freylich wäre ein Drathsieb wohl gut, das müßte aber ganz kleine Löcher haben, damit die kleineren Wurzeln nicht durchfallen und verlohren gehen; auch giebt die Anschaffung eines solchen Siebes, nebst den Gestell, Kosten, welche nicht gleich jemand anwenden wird. Es bleibt also das Auslesen doch das beste, theils weil man dann alles genau aussuchen kann, theils weil es durch Kinder zu verrichten ist; es geht ziemlich geschwinde, nur muß man einige Handgriffe beobachten. Es stellen sich nämlich 2 — 3 erwachsene Personen an das Feld, heben mit einem Jäte-Haken die Stauden aus, und untersuchen die Stellen noch, damit nichts stecken bleibt; jedes faßt eine Staude in die linke Hand, klopft gemächlich mit der rechten dagegen, so daß die mehreste Erde abfällt, lieset die herunterfallenden Mandeln auf und sammelt sie in ein Gefäß,

fäß. Der nun von Erde ziemlich entblößte Stock wird in einen Korb gelegt, und so mit jedem Stocke besonders verfahren; hat man eine Tracht, so werden sie entweder nach Hause geschaft, oder, wenn es gut Wetter ist, sogleich auf dem Felde durch Kinder auseinander gerissen und reine ausgelesen. Beym Auseinanderreissen und Auslesen spürt man einen starken pfefferartigen Geruch, der in den Wurzeln zu stecken scheint; denn die Mandeln haben ihn nicht. Wie nun eine Parthie ausgelesen, muß man sie gleich recht waschen; dies verrichtet man am leichtesten, wenn man einen dichten Korb halb voll macht, und zum fließenden Wasser geht, mit einem stumpfen Besen die gröbste Erde abstampft, und dann mit den Händen sie völlig reine wäscht. Nach dem Waschen muß man sie gleich zum Trocknen auf eine luftige Kammer ausbreiten; hätte man aber Sonne, so bediene man sich derselben, so weit es gehen will. Man muß sie gegen die Ratten und Mäuse verwahren, weil diese gern Provision davon sammeln.

Sind die Mandeln trocken, so hebe man besonders die, welche man zur Aussaat zu

brau-

brauchen gedenkt, an einem trockenen und temperirten Orte auf; und nun kann man sie zum Kaffee verbrauchen. Dabey ist aber nöthig, daß man entweder durch ein Sieb, oder durch Auslesen die kleinen von den größern absondert, weil sonst die kleinen zu Kohlen verbrennen, ehe die größern nur braun zu werden anfangen. Will man einen guten Kaffeetrank davon bereiten, so nehme man gleichviel Kaffee und Erdmandeln.

Man brenne zuerst die Erdmandeln; sind sie braun genug, so sprenge man etwas frisches Wasser in den Brenner darunter, und schüttle noch ein wenig, es steigt hernach ein dicker Dunst heraus, wornach der Geschmack reiner wird. Nun brennt man auch den Kaffee; hat ein Gefäß bey der Hand, welches mit einem wohlschließenden Deckel versehen ist; hierein schüttelt man den fertig gebrannten Kaffee aus, und die Erdmandeln darüber her, und deckt das Gefäß wohl zu. Da der Kaffee während er ganz heiß ist, viel Kräfte durch das Ausdünsten verliert, so werden diese durch das Einschließen in die Erdmandeln geleitet, wodurch

durch dann diese mehr Kaffeegeschmack erhalten; auch wird er noch besser, wenn man z. E. auf 6 Tage auf einmal brennt, auch auf einer feinen Mühle sogleich, nach dem Kaltwerden, mahlt, noch wohl untereinander mengt, die Portionen für jedesmal abwiegt, in kleinen blechernen Büchsen mit wohlschließenden Deckeln, welche inwendig mit Papier überzogen sind, aufbewahrt.

Uebrigens wird das Getränke aus Erdmandeln allein schwach, und man muß von ihnen 2 Loth haben gegen 1 Loth Kaffee; der Geschmack ist gut, und nach obiger Art zubereitet und filtrirt, schmeckt man einen reinen Kaffeegeschmack. Der Trank ist nahrhaft und mildert die Hitze des Kaffees; auch ist er allen denen, welche ihn öfters getrunken, wohl bekommen, daß er aber Eigenschaften, wie der indische Kaffee haben sollte, ist nicht an dem, sondern wenn man das Getränk ohne Kaffee bereitet, so hat es einen Geschmack wie etwa von Gerste oder Malz.

Da wir unter vielerley Oelpflanzen nun auch den Englischen Oelsenf kennen, welcher leich-

leichter zu erziehen ist als die Erdmandeln, diese auch nur geringe Ausbeute von Oel geben sollen: so wird es vor der Hand nicht rathsam seyn, sie auf Oel zu benützen; sondern bey der großen Theuerung des indischen Kaffee's ist es wohl am besten, sie dazu anzuwenden. Wer 1/2 Pfund auserlesene Mandeln, die frisch sind, steckt, wird nicht nöthig haben, mehrere zu kaufen, sondern ein großes Stück Land damit bepflanzen können, und den erforderlichen Saamen in Menge übrig behalten.

Vom Pflügen.

In Deutschlands meisten Gegenden bedient man sich bey dem Ackerbaue entweder des Pfluges allein, oder nur des Ackerhakens.

Rathsam ist, mit beiden umzuwechseln, wie dies mit vorzüglichem Nutzen fast durchgängig in Südpreußen und Schlesien geschiehet. Wenn man voraussetzt, daß der Acker überhaupt 4 1/2 Zoll gepflüget werden müsse, so ist die Einrichtung so zu machen, daß der Pflug in der ersten Bestellung 2 1/2, in der zweiten 3 1/2,

in der 3ten aber 4 1/2 Zoll tief gestellt werde, wodurch das Erdreich die zum Fruchttragen dienlichste Zubereitung erhält. Das von vielen angepriesene Queerpflügen macht zwar auf schmalen Ackerstücken wegen des öftern Umwendens viele Versäumnisse, diese werden aber dadurch überwogen, daß ein einmaliges Queerpflügen mehr den Acker bessert, als wenn er statt dessen noch zweymal in der Länge gepflüget wird. In der zweyten Bestellung ist aber dieses Queerpflügen ein Hauptvortheil, wegen besserer Zerstörung der Quecken, und aller Arten des Unkrauts, als worauf nun ein tüchtiges Hervoreggen der Quecken besonders erfolgen muß.

c) Vortheile für die Gärtnerey.

Von Anlegung und Beschaffenheit der Baumschulen.

Aus der Pflanzschule werden die aus Kernen erzogene Bäumchen in die Baumschule zu weiterer Veredlung verpflanzt. Diese darf schon einen etwas geringern Boden haben, als jene,

damit die daraus zu versetzende Bäume in jedem Boden gedeihen. Nur muß es kein ganz unfruchtbarer Boden seyn, sondern durch fleißige Arbeit, guten Bau und beygemischte düngende Erde in guten Stand gesetzet werden. Der gewöhnliche Mistdünger taugt gar nichts, die jungen Bäumchen wachsen zwar ansehnlicher und geschwinder, aber sie werden nicht dauerhaft und kommen in einen andern Boden gar nicht fort. Nur in einen ungedüngten von Natur guten und nahrhaften Boden können gesunde, dauerhafte und fruchtbare Obstbäume erzogen werden. Lässet auch ein solcher Boden etwas nach, so kann ausgestochener und aufgelegter Rasen, der wohl verarbeitet wird und verweset, den hier schädlichen Viehdünger ganz entbehrlich machen.

Die Baumschule muß eine freye hohe Lage haben. Der freye Zufluß der Luft und der Sonnenstrahlen ist das Haupttriebwerk in der künstlichen Maschine der Pflanze, und zu ihrem Leben und Wachsthum so unentbehrlich, als die Erde und das Wasser. Winde, Thau, Nebel, Regen, Reif und Schnee sind nothwendig zur

Erfrischung und Beförderer des Wachsthums, der Gesundheit und der Dauer der Bäume. Je freyer und ungehinderter die jungen Bäume alle die wohlthätigen Einflüsse geniessen können, desto freudiger muß ihr Wuchs, desto dauerhafter ihr Gewebe, und desto fruchtbarer ihr ferners Alter seyn. Tiefe Thäler wähle man daher nie zu Baumschulen, auch nicht nasse, sumpfigte Lagen, da kommen die Bäumchen gar nicht fort, oder werden lauter Krüppel. Wachsen sie auch gut, so gehen sie hernach wieder ein, wenn sie in trokenes Land versetzet werden, und der Käufer wird damit betrogen.

Vor Winters, oder in troknen Tagen des Winters selbsten, ist es am vortheilhaftesten, die Wildlinge zu versetzen, wenn man 8 bis 14 Tage vorher das Land umgegraben und zubereitet hat. Dies Versetzen kann zur Noth im Frühjahre geschehen, wenn nur das Land im Herbst gehörig bestellet worden ist, damit die Winterfeuchtigkeit mehr beysammen bleiben kann. Die Wildlinge müßen gehörig zugerichtet und beschnitten werden. Die Stechwurzel, auch Pfahl- oder Herzwurzel schneidet man ab, aber

mit

mit Vorsicht, daß man nicht allzuhoch schneide, etwa über die Hälfte, und dann solche rein und glatt abnehme, auch die Wurzel-Wunde mit etwas Baumsalbe belege. Einzelne, allzulange, den andern vorlaufenden Wurzeln, werden auch abgekürzt, aber alle übrige Wurzeln bleiben unverkürzt, außer diejenigen, die etwas Schaden gelitten haben, weil sie doch nur verfaulen und die Faulniß die gesunden obern Theile angreifen würde. Das Stämmchen wird auf 5 bis 6 Augen abgestutzet, mit Wegnehmung aller Nebenzweige, damit das Bäumchen zum Pfropfen desto dicker und stämmiger werde. Die Kirschbäume aber sollen einen schlanken Wuchs behalten, weil sie meistens sehr hoch oculirt, oder copulirt werden. Die Nebenzweige werden bey allen frisch zu verpflanzenden Stämmchen weggeschnitten, und zu Saftziehern die neu hervorkommende jedesmal bis zum folgenden Frühling gelassen, damit der Schaft stark und stämmig werde.

Hat man ausgehobene Wildlinge, die man wegen eingefallenen Frost, Regen rc. nicht mehr einsetzen konnte, die binde man zusammen, grabe

sie

sie in die Erde, bedecke die Wurzeln anderthalb Fuß hoch mit reiner Erde, und häufele auch etwas Erde gegen die Spitze der Bäumchen, daß nur etwa 2 Spannen hervorsehen. Auch kann man sie im Keller in die Erde einschlagen, aber sie wohl vor Schimmel und Mäusen bewahren, bis man bey günstiger Witterung sie in den Garten befördern kann, damit sie an die Luft kommen, und in einem warmen Keller nicht treiben.

Beym Einsetzen hat man zu beobachten, daß die Wildlinge nicht zu nahe zusammen gesetzet werden, enger nicht als 2 Fuß die Reihen, und 1 1/2 Fuß Raum zwischen den Bäumchen — daß sie nicht zu tief gesetzet werden, sitzen sie zu tief, so wachsen sie nicht freudig fort, sitzen sie zu flach, so werden sie auch nicht dauerhaft und gut — daß die Wurzeln in die Rundung ausgebreitet und mit Ordnung zurecht geleget werden, der ganze Wuchs und die Schönheit der obern Krone hängt davon ab — daß die erste feinere Erde, die handhoch auf die Wurzel verbreitet worden, gehörig angetreten oder angedrückt werde, mehr etwas stark als

zu leichte, denn im Winter kann dann denen Wurzeln der Frost, der die Erde ohnedem etwas losziehet, nicht so leicht schaden, und im Sommer wird die Feuchtigkeit den Wurzeln nicht so leicht entzogen.

Dem Liebhaber der Baumzucht ist vorzüglich anzurathen, daß er sich ein Register über seine Baumschule halte. Da er seine Bäumchen der Ordnung und Schönheit gemäß reihenweis setzet, so bezeichnet er jede Reihe mit einem eingeschlagenen Pflok, worauf die Nummer eingeschnitten ist. Diese Nummern trägt man in das Register ohngefähr so ein: Nro. 1. sind Peppingkern-Stämmchen; eingesezt den — Nov. 1796. gepfropft mit englischen Pepping den — April 1799. Hat man einzelne Sorten in der Reihe stehen, so wird entweder im Register notirt: in der Reihe Nro. 1. ist das 6te und 7te Calvil ꝛc. oder man hat ein Blech mit verschiedenen Nummern, hängt es an einen Drath und mit solchen an ein Bäumchen, aber ja recht locker, und schreibt in sein Register: Reihe Nro. 1. Blech Nro. 3. sind Schweizer-

birn

birn auf Poire planc gepfropft. Durch solche Ordnung hintergeht man weder sich noch andere.

Art und Weise, wie man gute und bald tragende Pfirschenstämmchen erzieht.

Vielen Gartenliebhabern wird es angenehm seyn, wenn ihnen aus mehrjähriger Erfahrung Nachricht gegeben wird, wie man Pfirschbäume in sehr großer Menge auf eine leichte Art erziehen könne, und zwar so, daß sie bald tragbar werden, sehr viele Früchte bringen, und mehrere Jahre dauern. Die Hauptsache besteht darin, daß man Pfirschen auf Kernstämme von Pfirschen oculirt, und sie unbeschnitten fortwachsen läßt. Das besondere Verfahren dabey bestehet in folgenden:

Man sammlet sich Pfirschensteine, legt sie frisch in Sand, und hält sie feucht. Im Herbst legt man sie nahe aneinander in gemeines festes Gartenland, so daß man sie auf der breiten Seite einen Zoll tief eindrückt, und dann das Beet ziemlich fest tritt. In feinen lokern Lande wollen die Steine nicht gut kommen und

bleiben zurück. Im Frühjahr gehen sie auf. Wenn sie etwa 6 Blätter haben, ist es Zeit, sie zu verpflanzen, und dies geschieht, daß man sie unverlezt mit einen kleinen Handspaten, oder breiten Messer herausnimmt; ihnen die Pfahlwurzel etwas abkneipt, und sie an den Ort pflanzt, wo sie oculirt werden, oder stehen bleiben sollen. Wenn dieses Pflanzen durchs Einschlämmen geschieht, wird selten ein Bäumchen ausbleiben.

Die Erde, worin man sie pflanzt, muß gut seyn; das heißt, sie muß gewendet und mit frischer Erde und ganz vermoderten Mist sehr stark gedünget seyn, für diese Art der Düngung fürchte man sich nicht. Man muß sie auch feucht halten. Pflanzt man sie auf Beete, wo sie oculirt werden sollen, so pflanzt man sie eine halbe Elle ins Gevierte auseinander, dies ist weit genug; während des Sommers hält man sie von Unkraut rein, und lokert das Land einigemal auf. Im September desselben Jahres sind die Stämmchen stark genug zum oculiren; Man thut dies gegen das Ende des Monats, weil die Augen sonst entweder treiben,

oder auf andere Art Schaden leiden. Es kommen keine oculirten Augen leichter fort, als diese; man muß sie bald aufbinden. Im folgenden Frühjahr werden sie anfangen zu treiben, und dann ist es Zeit, das Stämmchen oben oder hinter dem Auge wegzuschneiden, worauf man den Schnitt mit Baumwachs verstreicht. Es ist unglaublich, wie solche Stämmchen treiben; viele werden in dem nämlichen Sommer Mannshöhe erreichen, die meisten bestimmen sich zu niedrigen Bäumen. Läßt man sie stehen, so tragen die meisten gleich das Jahr darauf. Verpflanzt man sie, so thue man es im Herbst, stutze den Stamm ab, wenn er niedrig seyn soll, pflanze ihn in durchgeworfene Erde, und gieße ihn an. Die Hochstämme lassen sich nicht so gut verpflanzen, wenn sie aber auf ihrer ersten Stelle bleiben, so werden es große tragbare Bäume, die sich weit ausbreiten und sehr viel Früchte bringen. Ein solcher verpflanzter niedriger Baum wird Sommerschossen von einer bis drey Ellen machen, und gleich im zweyten Jahre tragen. Ausnahmen giebt es freylich davon, wenn der Baum nicht gesund ist, nicht gut verpflanzt und behandelt wird,

oder

oder die Jahres-Witterung überhaupt zu trocken ist. Ein solcher Baum wird weiter nicht beschnitten, bildet sich meistens in einem irregulären Busch oder Baum, trägt aber viele hundert Früchte in einem Sommer.

Ein solcher Baum dauert lange genug, da ich deren schon vom Jahre 1788 habe, die noch frisch da stehen und reichlich tragen.

Ihre Erziehung macht die wenigste Mühe, und man kann deren auf einem kleinen Plaze eine sehr große Menge erziehen. Sie tragen unter allen Bäumen am zeitigsten Früchte, weil sie im dritten Lebensjahre tragen. Und wenn sie nicht so lange dauern als andere Bäume, so ist ihr Verlust sehr leicht zu ersetzen. Die Steine von guten großen Pfirschen sind die besten zu dieser Pflanzung. Wenn ein Auge nicht treibt, schneidet man das Stämmchen bis auf ein Auge nahe an der Erde weg, und läßt nur einen Schoß wieder in die Höhe gehen, welcher im Herbst eben so oculirt werden kann, wie die ersten. Nachher wird der Baum stark.

Diese

Diese Bäume taugen eben so gut ans Spalier, als die auf Pflaumenstämme oculirten; sind auch dem Gummifluß nicht stärker unterworfen, und haben den Vorzug, daß wenn die Pfirsche auf Pflaumen oculirt, kaum anfängt zu tragen, so hat ein solcher Pfirschenbaum schon mehrere hundert Früchte geliefert.

Ein Mittel zur Beschleunigung der Reife der Baumfrüchte.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß Getraide und andere Pflanzen, die man in schwarzer Erde baut, bey übrigens ganz gleichen Umständen, weit früher reif werden, als die nämlichen Pflanzen, die in weiße Erde gesäet worden. Diese Bemerkung hat ein Ungenannter benuzt, und aus der Erklärung jener Erscheinung ein Mittel hergeleitet, wodurch man Früchte zur Reife bringen kann, die in gemäßigten Jahren schwer reifen, wie auch die Reife derer beschleunigen kann, welche unter andern Himmelsstrich leicht reifen; er glaubt sogar, daß dieses Mittel zur Verbesserung der Qualität der Früchte beytrage. Jene Erscheinung, daß Getraide in schwar-

schwarzer Erde früher reifet, erklärt er daraus, daß die schwarzen Körper im höchsten Grade die Eigenschaft besitzen, das Licht aufzufangen, und zu verschlucken, und daß sie sich folglich schnell und stark erhitzen. Die tägliche Beobachtung kann jeden überzeugen, daß die gefärbten Körper an der Sonne, auch sogar im Winter, sich erwärmen lassen, während die weißen ganz kalt bleiben; wie auch, daß, wenn man ein schwarzes Tuch über den Schnee legt, dieser schmilzt, während er unter einem weißen unberührt bleibt. Die Früchte der Spalierbäume, die man an schwarzen oder schwärzlichen Mauern zieht, müssen also nothwendig früher reif werden, weil sie den Einfluß der Wärme stärker empfinden. Der Ungenannte schlägt daher vor, die Mauern, woran man Spalierbäume ziehen will, schwarz anzustreichen. Er gründet diesen Rath nicht blos auf Theorie, sondern auch auf eine 15jährige Erfahrung, die er in seinem Garten machte, wo ein Rebenstok von ungeheurer Stärke, der selbst in den heißesten Jahren keine ganz reifen Früchte lieferte, vermittelst dieses Verfahrens jedes Jahr vollkommen reife Trauben gab. Die übrigen an derselben Mauer stehenden Früchte reiften

30 bis 40 Tage früher, als in den benachbarten Gärten.

Garten Kalender.

Monat Junius.

A. Im Küchengarten sind viele vorhin angezeigte Arbeiten fortzusetzen und nachzuholen, denn was im vorigen Monat versäumt ist, darf durchaus nicht länger verschoben werden. Alle Kohlarten, Sellerie, Porre, Majoran rc. müßen jezt angepflanzet werden, auch säet man allerley Rüben, Winterendivien rc. zum Herbstgebrauch. Wenn die frühern Erbsen ihre Frucht geliefert haben, so reinige man die Beete, und bestecke sie wieder mit Bohnen oder Gurken, welche leztere zum Einmachen besonders gut werden. Winterrettiche kann man auch legen, aber besser sind sie im folgenden Monat. Hat man noch im May gesäete Salatpflanzen, so versetze man sie in kühles Erdreich und schattigte Orte, wenn sie die heissen Monathe ausdauren und nicht im Saamen schießen sollen. Das Spargelschneiden hat jetzt ein Ende. Zwiebeln, wenn sie gelb werden und das Laub umgefal-

len ist, die im Lande nun nicht mehr größer werden, nehme man aus und trockne sie, und säe in das Land die sogenannte Steck- oder bayersche Rübchen. Zum Saamen lasse man jetzt die untersten Gartenbohnen hängen, Sommerkopfsallat stehen, und was überhaupt Saamen tragen soll. Die Saamenstauden besorge man durch Anbinden, Reinigung von Ungeziefer und Sicherung vor Vögeln, und was gegen Ende dieses Monats reifen Saamen bringt, das nehme man ab, ehe es überreif wird und ausfället. Die Beete der Schalottenzwiebeln, des abgenuzten Schnittkohls reinige man, und bringe andere Gewächse darauf. Die übrigen Geschäfte dieses Monates bestehen darinnen, das Land vom Unkraut zu reinigen, die Gewächse zu behaken und anzuhäufen, Citronenmelisse, Krausemünze ꝛc. abzuschneiden, den Artischoken die Nebenstengel und Köpfe zu nehmen, bey trockner Witterung, spät gelegte Gewächse und noch nicht aufgegangene harte Sämereyen zu begießen, so auch die, welche ihrer Natur nach Feuchtigkeit fordern, als Sellerie, Gurken ꝛc. Endlich besorge man auch fleißig die angelegten Erdmagazine, durch Umarbei-

tung

tung und Vermehrung. Es ist wohl zu merken, daß man das Abschneiden der Kräuter, als Salbey, Melissen, Majoran ꝛc. sehr früh vornehme, weil da die Kräuter viel kräftiger und gewürzhafter sind, als wenn sie von der Sonnenhitze zu sehr ausgedünstet haben. Gleiches gilt auch von denen Erdbeeren, wenn sie ihren guten Geschmack beybehalten sollen. Breitet man sie in geflochtenen Körben weitläuftig aus und setzt sie über frisches Wasser an einen kühlen Ort, so halten sie sich ein paar Tage frisch und schön. Denen Erdbeerstauden nehme man in diesem Monat ihre Nebenranken.

B. Im Blumengarten verpflanze man noch alle Sommerblumen, und die aufschiessenden Staudengewächse binde man an. Was noch von Aurikeln, Nelken ꝛc. im Flor stehet, bedecke man vor der Sonnenhitze, und verpflanze die Pflanzen der Aurikeln und Primeln, wenn sie groß genug sind, so auch Winterlevcojen, Nelken ꝛc. An den Sommerlevcojen kann man jetzt wahrnehmen, ob sie gefüllt sind. Diese kann man versetzen, die nichtgefüllten

mit einigen gefüllten vermischt zum Saamen stehen lassen. Die Nelken kann man auch anfangen durch Ableger zu vermehren. Ist Kraut und Stengel an denen Hyazinthen und Tulpen, Anemonen, Tazetten, Jonquillen und Ranunkeln fast troken, so nehme man die Zwiebeln aus der troknen Erde, und bewahre sie ebenfalls in ganz trokner Erde auf.

C. In der Pflanzschule muß man das Unkraut auf den Beeten der Obstkernwildlinge tilgen — die neugepflanzten bey großer Trokene feucht halten — Kirschkerne frisch, oder auch mit dem Fleisch der Kirschen, in bereitete Pflanzbeete säen, oder unter die Erde bringen, als wovon weit mehr im folgenden Frühjahr und sämmtlich zu einer Zeit aufgehen, als ausgetroknete Kirschsteine.

In der Baumschule muß man in der Mitte dieses Monats das Geschäfte des Okulirens aufs treibende Auge anfangen, und zwar zuerst bey Aprikosen und Pfirschen — die in diesem Frühjahr gepfropfte und copulirte, wie auch voriges Jahr oculirte Stämmchen, welche

starke Reiser getrieben haben, an kleine Pfähle befestigen — die zur Grundlage zu verschiedenen Zwerggestalten geschnittene und hervorgetriebene Zweige nach ihrer verlangten Richtung an beygesteckte Pfähle bringen.

In dem Obstgarten sind des Morgens oder nach einem Regen die Schneken von Aprikosen und Pfirschen abzulesen — die spatversezten Bäume bey anhaltender Dürre zu begießen — Noch zu dicht sitzende Pfirschen- und Aprikosenfrüchte auszubrechen und zu verdünnen — An Pfirschen- und Aprikosen-Spalieren, wenn solches nicht im vorigen Monath geschehen, die unregelmäßige und überflüßige junge Schosse wegzuschneiden und nur die brauchbare und dienliche beyzubehalten — Wenn kleine Lüken an Spalieren und Zwergbäumen diesen Sommer noch sollen bekleidet werden; so können in der ersten Hälfte dieses Monats bey der Lücke befindliche schickliche Zweige auf einige Augen gehörig verstuzt und noch einige Seitenzweige erzwungen werden. — An hochstämmigen Bäumchen, an welchen man mehrere Kronzweige verlanget, können auch zu dem Ende

de

de noch diesjährige junge Zweige verkürzet werden — Die an Spalieren stehenden, annoch nicht zur Vollkommenheit erwachsenen Zwergbäumen, Pyramiden, Kesselbäumen, die mit Reifen umgeben sind, die hervorgewachsene regelmäßige Zweige gehörig anzuheften, und ihrer Gestalt gemäß zu richten.

Die kleine Mirabelle.

Franz. *La petite Mirabelle.* (S. beyl. ill. Kupfer.)

Frucht.

Diese ist eine der vorzüglichsten Pflaumen, und verdient sowohl wegen ihrer Güte als auch Nutzbarkeit allgemein bekannt, und angebauet zu werden. Man nennt sie die kleine Mirabelle, zum Unterschied von einer andern, die größer ist, und die große oder doppelte genennt wird. Diese, von der hier geredet wird, ist eine kleine, länglicht runde Frucht. Sie hat aber kaum in der Höhe 2 Linien mehr, als im Durchschnitte der Breite, welche 1 Zoll und 2 Linien enthält. Der Stiel ist kurz und dünne und sitzt gleichsam auf der

Run-

Rundung auf. Eine kleine Furche läuft von ihm bis ans andere Ende gegen über. Die Farbe ist strohgelb, aber fest. Mit überflüssigem Safte ist sie zwar nicht versehen, allein der vorhandene ist stark und zuckerhaft. Der Stein ist nach Verhältniß der Frucht sehr klein, und lößt sich gut vom Fleische. Sie hat eben sowohl als ihre Schwestern einen weißlichen Duft auf ihrer Haut, den man abwischen muß, wenn man ihre wahre Farbe sehen will, sonst scheint sie mehr weiß, als gelbe zu seyn. Der Baum ist sehr fruchtbar, und trägt bündelweise. Sie reift in der Mitte des Augusts. In einigen Gegenden wird sie ausser dem frischen Genuße hauptsächlich zum Trocknen gebraucht. Mit Zucker eingemacht soll sie einen ausserordentlich schönen Geschmack erhalten.

Baum.

Der Stamm ist nicht stark. Die Aeste setzen ebenfalls mehr quirlicht als auf eine andere Weise an. Das Tragholz wechselt unordentlich und stehet eng hintereinander. Die Sommerschossen, so wie auch die übrigen

Zwei-

Zweige, sind zart und dünn, ohne Zweifel, weil der Baum mehr an Frucht als an Holz anwächst, und die Krone ist mit den Aesten sehr besetzt.

Blatt.

Der Baum hat viele aber kleine Blätter, einige davon verlieren sich da, wo die Frucht ansitzt, ausserordentlich ins kleine. Das Blatt hat eine länglichte Gestalt, und läuft sowohl am Stiele, als am Ausgange gemachsam spitzig zu. Die Rippchen sind ganz ordentlich gereihet, und der Rand hat sehr feine Zähne. Die Farbe ist dunkelgrün.

Vergleichungen.

Du Hamel führt die im II. Theil unter No. XXIX. S. 121. auf, und stellt sie auf Tab. XV. vor. Er ist fast ganz übereinstimmend mit obiger Beschreibung. Der Baum, sagt er, erlangt nur eine mittelmäßige Größe, ist aber sehr buschigt und bringt viele Früchte, die in Sträusen bey einander hängen. Die Triebe sind dünne, an der Spitze violetroth, und im übrigen hellgrau. Die Blätter sind

klein, ziemlich dunkelgrün, oval länglicht, und am Rande fein gezähnt. Die Frucht ist klein, etwas länglicht und 13 Linien hoch, 12 Linien im Durchmesser, und wird durch eine merkliche Rinne getheilt. Der Stiel ist 7 Linien lang und steht der Frucht fast gleich, oder in einer sehr kleinen Vertiefung. Die Haut ist etwas zähe, gelb, bey vollkommener Zeitigung der Frucht Bernsteinfarbig, und wo sie von der Sonne beschienen worden, roth getüpfelt. Das Fleisch ist gelb, fest und etwas trocken, bekommt aber doch Saft, wenn die Frucht recht vollkommen reif ist. Der Saft ist stark gezuckert. Der Stein ist klein und hängt nicht am Fleische, sie reift gegen die Hälfte des Augusts. Sie ist roh ziemlich gut, wird aber hauptsächlich zu Confitüren und Compoten hochgeschätzt, weil sie im Zucker einen sehr angenehmen Parfüm bekommt. Man macht auch gute Prünellen von selbiger.

Die Beschreibung der *Pomona franc.* ist zwar dieser auch in den meisten Stücken ähnlich, aber sehr kurz. Sie ist 1 Th. S. 124 Nro. 4 zu finden, wo die Mirabelle auch mit

dem besondern Namen: des Lercheney angeführet ist.

Es verdienet noch angemerkt zu werden, was Christ zu ihrem Lobe, nach ihrer Beschreibung, welche mit der unsrigen übereinstimmt, von ihrem Gebrauch und Nutzen Seite 553. Th. IV. Kap. X. seines Handbuchs sagt: Er spricht: Diese sowohl köstliche als wirthschaftliche Frucht ist hier besonders zu Hause und wird so häufig gepflanzt, daß zur Zeit ihrer Reife auf dem Felde ein so starker Geruch ist, als ob man sich in einer Obstkammer befinde, und werden wohl jährlich bey 1000 Thaler Mirabellen getrocknet. Man findet auch hier die beste Art und Weise ihre Bäume zu erziehen und zu behandeln, welche hier folgt:

Wir propfen die Mirabellen, oculiren oder kopuliren sie auf Zwetschgen- oder Pflaumen-Stämmchen, und zwar nahe an der Erde, da sie sich gar artig in allerley Form, wie man nur will, ziehen lassen, als Körbe oder Büsche rc. so werden sie nicht nur sehr häufig, als Zwerg und halb hochstämmig erzogen, so auch voll

hoch-

hochstämmig zu 6 Fuß Schafthöhe. Allein diese hochstämmigen werden in einer kleinen runden Krone erhalten, und alle Frühjahre ihre Aeste und Sommerlatten verstuzt. Dadurch bleibt der Baum immer in seinen Kräften, treibt alle Jahre frische Sommerlatten, und hängt sich bis an den Schaft so ausserordentlich voll, daß er öfters mehr Früchte als Blätter hat. Die Frucht wird wegen dem starken Trieb und Kraft des Baumes viel größer, schöner und saftiger, als auf einen großen Mirabellenbaume, den man fortwachsen läßet. Dieser ziehet immer dürres Holz, wozu er geneigt ist, erschöpft sich und dauert nicht halb so lange als jener, der immer unter dem Messer gehalten wird. Ein alter, großer Mirabellenbaum läßt sich zwar auch verjüngern, wenn man die dicken Aeste abnimmt, er treibt sodann einen neuen Wald; allein er wird keinen gleich, der klein und buschig an der Krone erzogen wird. Ausserdem gewinnt man dadurch, daß man seine Mirabellenbäume klein ziehet und erhält, diesen nützlichen Vortheil, daß man viel mehrere Stämme in einen Mirabellengarten setzen kann. Wenn z. B. in einer Reihe 12 solche hochstämmige Mirabellenbäume

stehen; so daß jeder 10 Fuß von einander entfernt ist; so kann zwischen jeden eine Zwergmirabelle stehen, in Kessel, Busch oder anderer Gestalt, so daß demnach ein solcher angepflanzter Mirabellen-Garten noch einmal soviel Früchte von diesen lauter kleinen Bäumen einbringt, als wenn die großen Bäume darin stünden. Ein hiesiger Amtsgarten von ohngefähr 1 1/2 Morgen oder gegen 3/4 Morgen, der so abwechselnd mit Mirabellenbäumchen besezt ist, trägt öfters in einem Jahr so viel Früchte, daß 25 Ctr. davon getrocknet werden.

Die große Königin Claudie.

Franz. *La grande Reine Claude.*

Frucht.

Von welcher Königin in Frankreich diese Pflaume auch den Namen haben mag, so muß sie doch gewiß eine feine Zunge gehabt haben, weil sie diese vortrefliche Pflaume als ihren Liebling auszeichnete. Sie gehört ihrer Gestalt nach unter die runden Pflaumen, denn ihre Rundung läßt sich recht gut durch eine Zirkellinie beschreiben, deren Durchmesser oft bis 2

Zoll

Zoll hat, der Stiel einen. Wo dieser in der Pflaume steckt, ist eine kleine Vertiefung. Von ihm sieht man eine tiefe Furche über die Rundung der Pflaume weglaufen, welche sich an dem, den Stille gegen über befindlichen Ende, mit einer kleinen Narbe endiget. Die Grundfarbe ist grün, verändert sich aber fleckweise ins hell und grüngelbe, welches auch wohl ins weisgraue spielt. Oft hat sie, wenn sie an der Sonne gehängt ist, auch einige röthliche Strahlen. Auf ihr sizt noch am Baume der gewöhnliche Pflaumenduft. Die Haut ist dünne, das Fleisch zart, und voll des süssesten Saftes, der einen eigenen vortreflichen Geschmack hat. Der Stein löst sich aber nicht oder doch nur sehr selten vom Kerne. Das in Wien herausgekommene und übersezte Verzeichniß der ehemaligen Carthaus zu Paris, sagt in einer Note zu Pflaumen S. 22. Nro. 20. Wenn die Königin Claudie auf einen Zwespen- (vermuthlich Zwetschgen-) Stamm gepropfet wird, geht sie auch vom Kern ab. Sie wird im August reif, läßt sich wohl frisch essen, und trocknen, als auch zu Prünellen brauchen. Der Baum trägt sehr voll, sie werden

aber nicht auf einmal, sondern nach und nach reif.

Baum.

Der Stamm ist mittelmäßig stark. Die Aeste setzen sich gerne quirlicht an. Das Tragholz wechselt unordentlich und ist knorplich, steht auch enge hintereinander. Die Sommerschossen sind ziemlich stark, und die Augen stehen auf hohen Wülsten, woran er, wie auch Christ sagt, leicht zu erkennen. Die Krone ist sehr mit Aesten ausgefüllt.

Blatt.

Das Blatt ist länglicht und hat seine größte Breite fast in der Mitte. Gegen den Stiel lauft es fast noch spitziger zu, als gegen den Ausgang, wo sichs stumpfer endiget. Die Rippchen sind weitläuftig und unordentlich gereihet, und der Rand hat Zäckchen, die sägenförmig gegen die Spitze zu stehen, aber doch nicht scharf sind. Die Farbe ist dunkelgrün.

Vergleichungen.

Du Hamel hat diese Pflaume II. Theil Seite 117. unter Nro. XXV. welche auf der

XI. Tab. vorgestellt zu finden ist. Vom Baume sagt er: er sey ziemlich stark, und trage gut. Die Triebe sind stark und sehr dick, an der Rinde braun und glatt, am Ende auf der Sommerseite gemeiniglich röthlich, und auf der andern grün. Die Knöspchen sind mittelmäßig groß und stehen nicht weit von einander. Die Füsse aber sind sehr groß und stehen weit vor. Die Blätter sind dunkel glänzend grün, breit und groß. Der Rand ist gezähnt und überzähnt, die Zähnung ist groß, ziemlich tief, regulär und zugerundet. Die Frucht ist groß, rund und an beiden Enden etwas breit gedrückt, 18 Linien im Durchmesser, 16 Linien hoch. Eine nicht sonderliche starke Rinne theilt die Frucht der Höhe nach. Auf der Seite dieser Rinne ist sie breit gedrückt, und also der Durchmesser auf dieser Seite nur 16 Linien. Die Haut hängt fest am Fleische, ist fein, grün mit grauen Flecken, auf der Seite der Sonne etwas weniges roth und sehr wenig bestaubt. Das Fleisch ist gelblicht grün, sehr fein, delikat, und schmelzend ohne weichlich zu seyn. Der Saft ist häufig, gezuckert, und von vortreflichem Geschmacke. Der Stein hängt mit der Kante, und auf jeder

Seite

Seite der Fläche 2 oder 3 Linien breit am Fleische. Die Pflaume reift im August und ist ohne Widerspruch die beste von allen Pflaumen roh zu essen. Man macht auch mit derselben sehr gute Compoten und Confitüren. Die von derselben gemachte Prünellen sind sehr gut, haben aber wenig Fleisch.

Die *Pomona franc.* stellt diese Pflaume I. Th. Taf. VII. vor, und sagt von ihr Nro. 10. S. 130 fast das nemliche, was *Du Hamel* hier so weitläufig gesagt hat.

Christ führt sie gleichfalls in seinem Handbuche IV. Theil, X. Kap. Nro. 5. Seite 558. auf, und erschöpft sich fast zu ihrem Lobe. Er spricht: diese treflich gute Pflaume hat seit ohngefähr 20 Jahren angefangen, sehr bekannt zu werden. Sie ist groß, rund und tief gefurcht, grün, von heller feiner Haut, dadurch man die Fasern sieht, wenn der dünne Staub abgewischt ist. Einige bekommen auf der Sommerseite einen leichten röthlichten Anstrich; manche bekommen graue und rothe Flecken, und sind solche gewöhnlich die schmackhaftesten. Das Fleisch ist

ist sehr schmelzend, voll süssen Saftes, ohne dadurch weichlich zu seyn, und hat einen eigenen delikaten Geschmack. Der Stein ist stark angewachsen. Wenn sie mit Achtsamkeit getrocknet wird; so giebt sie delikate Prünellen, und frisch zum Einmachen und Confitüren ist sie vortreflich, reift anfangs August. Der Baum treibt flüchtig und ist sehr kenntlich an seinen Augen, da wenige Pflaumen so hohe Augenträger haben.

Fast eben so reden auch die übrigen Pomologen von ihr. Sie wird auch noch genennet: *Abricot verd*, oder die grüne Abrikose: *verde bonne Dauphine*, die gute grüne Dauphine.

d) Vortheile für das Forstwesen.

Ueber den Anbau der Weißtanne.

Der Nachwachs von der Weiß- oder Edeltanne wird zuverläßig nur an jenen Orten zurücke bleiben, wo man die Gewohnheit hat, die Wal-

Waldungen reine abzutreiben, wodurch den sehr zarten Pflanzen dieser Holzart, welche weder die Frühlingsfröste noch die Sonnenhitze vertragen können, sondern Schirmung und Schatten verlangen, dieser entzogen wird. Denn wir werden keinen der von allem Holze entblößten Plätze finden, die von nahestehenden Weißtannen zum Anfluge gekommen wären, wie es doch bey Fichten und Förchen öfters zu geschehen pflegt; auch ist jede Aussaat von Weißtannen-Saamen auf einen ganz öden Platze vergeblich, der Boden mag beschaffen seyn, wie er will.

Hierbey muß eine irrige Meynung bemerkt werden, die noch manche Forstmänner hegen, diese glauben nämlich, daß, weil gewöhnlich nach dem Schlagweishauen sowohl der Tannen, als auch der alten überstandenen Buchwaldungen, ein Nachwuchs von gemischtem Holze erfolge, und keine reinen Tannen- oder Buchenwaldungen, wie solche vor dem Abtrieb dagestanden, wiederum anwachsen, der Boden könne nicht zwey- oder mehrmal nacheinander einerley Holzarten nähren, und deswegen verwandelten sich Tannen- Buchen- und Eichen-

holz-

holzschläge in Fichten- Forlen- Birken- rc. Holzwaldungen.

Diese Meynung haben sie wahrscheinlich von dem Garten- und Feldbau abstrahirt, ohne zu bedenken, daß es sich mit Gewächsen, die 50 — 100 und mehrere Jahre ihren Standort gedüngt, und demselben weit mehr überlassen, als sie von ihm erhalten haben, nicht so verhalte, als mit den Feldfrüchten; ohne zu bedenken, daß sich die Birken, Aspen, Forlen, Fichten rc. deren leichter Saame sehr weit vom Winde getrieben wird, viel leichter fortpflanzen, als die Holzarten, die einen schweren Saamen tragen, und solchen nur unter den Mutterstamm fallen lassen; wie die Eichen, Buchen rc. oder den doch die Luft nicht weit fortführen kann, wie der von der Weißtanne vorzüglich geeigenschaftet ist.

Die Natur hat gewiß keine Schuld, wenn sich Waldungen vorgedachter maßen verändern, sondern die Ursache liegt in der Behandlung derselben.

Die Weißtannen-Waldungen dürfen daher nicht schlagweise gehauen werden, sondern man muß sie nach und nach auszulichten, und, wenn der erfolgte junge Nachwuchs dichte genug vorhanden ist, und die Höhe von 2 bis 3 Schuh erlangt hat, erst dann vollends abzutreiben suchen.

In den Gegenden aber, wo die Weiß- oder Edeltanne ganz abgegangen ist, und man solche doch wieder zu bekommen wünscht, möchte auf nachfolgende Art zu verfahren seyn.

Man wählt einen Plaz, der eine nördliche Lage und einen mit Laimen gemischten Sandboden hat, und der noch etwas in Birken-Buchen- oder Fichten-Bestand ist, die den jungen, zarten Tannenpflänzchen Schirm und Schatten geben können, oder der mit Ginster, Farrenkraut, Himbeer- oder Braunbeerstauden dünne bewachsen, hingegen wenig mit Gras überzogen ist, und suche alsdann gleich im Anfang des Spätjahrs, wenn der Weißtannensaamen seine Zeitigung erhalten hat, so viel guten Saamen zu bekommen, als erforderlich ist, den Distrikt anzusäen, den man dazu bestimmt hat.

Zur Aussaat für 1 Morgen von 360 Quadratruthen rechne ich 32 Pfund gut gereinigten Weißtannensaamen. Die Aussaat desselben ist im November oder December vorzunehmen, wenn auch der Boden mit Schnee bedeckt seyn sollte, und der Saame gleich zu vertheilen.

Wenn der also ausgesäete Saamen in einigen Jahren einen Anwachs von 2 bis 3 Schuh Höhe hervorgebracht haben wird, so werden die alten Holzstämme vorsichtig herausgenommen, alles junge Laubholz aber, daß sich neben einander angesezt hat, wenn es auch ganz weiches Holz ist, wie es in solchen Gehägen zu geschehen pflegt, läßt man mit den jungen Tannen aufschießen, bis sich die Aeste abgestossen haben. Auch wird es von Nutzen seyn, wenn ein solcher Plaz im Sommer vor der Aussaat und bis diese geschieht, von dem zu Boden liegenden Laube so viel möglich mit Rechen entblößt wird, welches in vielen Gegenden leicht und ohne Kosten geschehen kann, weil die Landleute sich des Laubes zur Streu für das Vieh bedienen, hingegen nach der Ansaat muß der Distrikt gebannt und fleißig gehütet

hütet werden, auch muß man das mit angeflogene Laubholz, wo es zu dichte stehet, herausnehmen.

e) Für das Brauwesen und Brandtweinbrennen.

Künstliche Hefen, Germ, oder Bärme zu machen.

Man kocht Waizenmehl in Wasser, bis zur Consistenz einer dünnen Gallerte, und schwängert diese Mischung mit fixer Luft, d. i. durch anhaltendes und starkes quirlen, wovon sie einen beträchtlichen Theil einnimmt. Ist dies sattsam geschehen, so gießt man die Mischung in eine Flasche, oder wenn es viel ist, in ein Fäßchen, verstopft dies leicht und sezt es an eine mäßige Wärme. Am zweiten Tag wird die Mischung im Zustand der Gährung seyn, und den dritten Tag Gestalt und Wirkung der Hefen angenommen haben, die man dann zum Brauen, zum Brandteweingut ansetzen und zum Backen gebrauchen kann.

f) Vortheile für den Viehstand.

Ueber die Lungenkrankheiten des Rindviehs.

Die seit einigen Jahren hin und wieder grassirende Lungenseuche des Rindviehs, ist nicht immer ansteckend, aber oft mit einer andern ansteckenden Krankheit des Thiers verbunden. Die vom zähen Schleime entstehende Lungen- und Brustentzündung bey dem Rindvieh, ist die gefährlichste unter den Lungenkrankheiten, und wird auch bey den Pferden bemerkt. Die Eingeweide der Brust sind mit ausserordentlich viel Schleim überzogen, und man fand beym höchsten Krankheitsgrad in dem getödeten Thiere, manchmal die ganze, manchmal nur die halbe Lunge von einem dicken, schwarzen Blute strotzend angefüllt an, zuweilen auch nur fleckweise schwarz oder braun gefärbt. Alle andere, bey den übrigen Seuchen kranke und verdorbene Theile des Thiers, fanden sich im gesunden Zustande.

Die Kennzeichen oder Merkmale, wodurch sich das Uebel, von dem hier zunächst

die

die Rede ist, von der eigentlichen oder wahren Lungenentzündung unterscheidet, sind zweifelhaft und trügerisch, denn die kranken Thiere haben ebenfalls straubichte, glanzlose Haare, feurige, aufgetriebene, und aus dem Kopfe hervorragende Augen, ein starkes Fieber, heftiges Bewegen der Nasenlöcher, Bauch- und Herzschlagen, sehr schweren Husten, Veroffenbarung peinlicher Schmerzen, Umschauen nach der kranken Stelle, unruhiges Niederlegen und Aufstehen, Suchen eines bequemen Lagers, u. dgl. m. Ein mehr charakteristisches Unterscheidungszeichen der besagten falschen von der wahren Lungenentzündung ist, wenn man ein wenig Blut aus der Halsblutader läßt, und dieses mit vielem zähen Schleimstoff angefüllt ist. Von der sogenannten Löserdürre oder der Viehpest unterscheidet sich die Lungenseuche, daß das Vieh bey der eigentlichen Seuche aus den Augen, bald nach dem Anfalle derselben Thränen, späterhin aber etwas dichten Schleim und Rotz aus den Nasenlöchern von sich giebt, Zwang am Mastdarme und Durchfall bekommt. Diese Erscheinungen sind nur gegen das Ende der Lungenseuche bemerkbar,

bar, oder, wenn diese mit der Viehseuche verbunden ist, durch welche sie erst ansteckend gemacht wird. Kein Stück entrinnt dem Tode, bey dem die Augen einsinken, trübe und wässericht werden; die Nasenlöcher weit aufgerissen sind; das den Kopf gerade vorwärts strecket; das Maul aufsperret und schäumet; bey dem die Bewegung des feste sitzenden Schleims oder Eiters durch Ersticken — drohendes Röcheln in die Augen fällt; das einen heftigen dünnen faulen Durchfall bekommt; dem der Hinterleib aufschwillt; das über den ganzen Körper kalt wird, und ganz empfindungslos scheint. Des Thiers endliches Loos ist der Erstickungstod. Husten die Thiere hingegen lauter, stärker und leichter; lößt sich dabey Schleim ab; wird die vorher schlaff und welk gewesene Zunge fester; widersezt sich das Thier dem Herausziehen derselben; lecken sie die Nasenlöcher und Flanken nicht mehr so häufig; sehen sie sich munterer um; liegen sie eine längere Weile; kehrt die Futterneigung zurücke, so ist nicht alle Hoffnung zur Wiederherstellung verlohren.

Die Ursachen zu dieser fatalen Krankheit liegen blos und allein im schlechten Verhal-

ten und ungesunder Fütterung des Viehs. Die Lungenseuche stellt sich daher öfter im Frühlinge und im Herbste, als im Sommer und Winter, und bey gesunder Stallfütterung gar nicht ein. Gewöhnlich wütet sie in den Jahren, wo viele und starke Ueberschwemmungen waren, und man dem Vieh beschlammtes Heufutter vorlegte, oder sie den Unrath mit auf den überschwemmten und sonst beschmuzten Weiden mitfraßen. Nur höchst selten befällt diese Krankheit das die erforderliche Pflege und Wartung genießende Thier, weshalben man nicht selten die ganze weidende Heerde eines Dorfs angesteckt findet, indessen einzelne und regelmäßig gefütterte Thiere des nämlichen Orts im Stalle wohl und vollkommen gesund sind.

Die Heilung ist folgende: Am Buge des Thiers sezt man ein, bis zur völligen Genesung, durch eingestreutes spanisches Fliegenpulver, im Fluße zu erhaltendes Haarseil; mittelst dieses künstlichen Geschwürs wird der Reiz, den der scharfe Schleim sonst in den schwachen Lungengefäßen erregen würde, in etwas abgehalten, und die Natur in der Bil-

dung

dung des Eiters an der kranken Stelle verhindert. Ausserdem behängt man das kranke Thier dergestalt mit einem Tuche, daß man dampfenden Essig bequem darunter kann einziehen lassen. Innerlich giebt man dreymal des Tags einen guten Eßlöffel voll von einer Latwerge, die aus 4 Loth Wasserfenchel-Saamen, 4 Loth Senegawurzel, 2 Loth Eichenmistel, und 1 Loth Judenpech, alles gepulvert und mit Honig zur Latwerge gemacht, bereitet ist, dem leidenden Thiere ein. Die Ställe müssen reinlich seyn. Zum Futter giebt man Kleyen-Mehl-Heu- und Gerstentrank, mit etwas Essig, Salz und Honig vermischt, wobey das Saufen entbehrt werden kann.

Von einigen Krankheiten der Stubenvögel und deren Curen.

So wie alle zahmen Thiere, so sind auch die Stubenvögel mehrern Krankheiten ausgesezt, als die, welche im Freyen leben, und dies um so mehr, da sie oft in einem Käfig so enge eingesperrt sind, daß sie fast gar keine Bewegung haben. Man vermehrt aber die Krank-

heiten oft dadurch, daß man den Stubenvögeln allerhand Leckereyen von Backwerk, Zucker u. dgl. reicht, welche ihnen den Magen verderben, und gewöhnlich ein langsames Auszehren verursachen.

Die vorzüglichsten Krankheiten und deren Heilung, wie ich sie an meinen Vögeln erprobt gefunden habe, sind folgende. Freylich erfordern auch die verschiedenen Vögel, vorzüglich in Rücksicht ihrer Nahrungsmittel auch eine verschiedene Behandlungsart ihrer Krankheiten.

I. Der Pips. Es ist dies eigentlich ein Catharr, bey welchen das oberste Zungenhäutlein durch die Hitze verhärtet, und die Nasenlöcher verstopfet werden. Größern Vögeln lößet man daher dies Häutchen von der Zunge ab, und zwar fängt man hinten von unten an. Dadurch wird die Ausdünstung der Zunge wieder geöffnet, der zur Verdauung nöthige Zungenschleim kann sich wieder erzeugen, und der Geschmack und Appetit kommt wieder. Ein Bissen, der aus Butter, Pfeffer und Knoblauch bestehet, lößt gewöhnlich den Catharr vollends.

Auch

Auch kann man sie mit Erfolg Brustthee, der von Ehrenpreis gemacht ist, saufen lassen. Um die Verstopfung der Nasenlöcher zu hindern, zieht man ihnen ein kleines Federgen durch dieselben. Man erkennt diese Krankheit an der gelben Schnabelwurzel, den aufgesträubten Kopffedern, den öftern Aufsperren des Schnabels, und der Trockenheit der Zunge.

II. Für den Schnupen, welcher sich durch öfters Nießen und Schütteln mit dem Kopf zu erkennen giebt, habe ich kein besseres Mittel gefunden, besonders wenn mir der Vogel sehr werth gewesen ist, und ich die Natur nicht selbst habe wirken lassen wollen, als etliche Tropfen Brustelixir in Brustthee zum Trinken vorgesezt, oder wenn er es nicht selbst trank, eingeschüttet. (Kranken Hühnern habe ich in 1/2 Nessel Thee 20 Tropfen gegeben.)

III. Die Dürrsucht. (Auszehrung.) Sie ist gewöhnlich die Folge unnatürlicher Nahrungsmittel, die das Geschäfte der Verdauung stören, und man erkennt sie daran, daß die Vögel sich kröpfen, dicke machen, d. h. die Federn

dern nicht anlegen, und ihnen das Fleisch schwindet. Ich weis bis jezt kein bessers Mittel, als daß man solchen Vögeln eine Kreuz- oder Hausspinne einsteckt, welche sie purgirt, und sie über einen verrosteten Nagel saufen lässet, welches ihnen die Eingeweide stärkt. Sie müssen dabey das Beste, ihrer Natur angemessenste Futter bekommen.

IV. Die Verstopfung. Man erkennt sie daran, daß die Vögel alle Augenblicke den Hinterleib beugen, um die Excremente von sich zu geben, es aber nicht können. Wenn eine eingestopfte Spinne nicht hilft, so nimmt man einen glatten Stecknadelknopf, taucht ihn in Leinöhl ein, und schiebt ihn etlichemal sanft den Mastdarm hinein. Ein solches Klystier hilft gewöhnlich.

V. Der Durchfall (Kalkschieß.) Die Vögel bekommen ihn gern, ehe sie sich an das Stubenfutter gewöhnen, und sterben meistentheils. Sie geben alle Augenblicke eine weisse, kalkartige Materie von sich, die sich gern in die Federn um den After hängt, und

so

so scharf ist, daß sie den Mastdarm und After entzündet. Auch hier hat zuweilen der Trank über einen verrosteten Nagel, und ein Leinöhl-Klystier geholfen. Ich kenne aber eigentlich noch kein Hauptmittel dagegen. Das natürlichste Futter gereicht, rettet solche kranke Vögel noch zuweilen. Einige rupfen ihnen die Schwanz- und Afterfedern aus, bestreichen den Hintern mit frischer Butter, und thun unter das Futter etwas hartes gelbes Ey; dies Mittel hat nur aber selten geholfen.

VI. Die Verstopfung der Fettdrüsen, oder sogenannte Dörre. Die Fettdrüsen auf dem Steiße, in welchen das Oel, oder die Schmiere zur Geschmeidigmachung der Federn enthalten ist, verhärtet oder schwört zu. Oft beißen sie sich die Vögel selbst auf. Zuweilen erweicht sie sich durch eingesalzene Butter; am besten aber öffnet sie ein Bleysälbchen, oder vielmehr ein Sälbchen von Silberglätte, Bleyweis, Wachs, Baumöhl, das man in einer guten Apotheke bestellen muß. Das gewöhnlichste Mittel, welches man anwendet, ist das Aufstechen mit einer Nadel, oder Abschnei-

den

den der verhärteten Drüse. Dies Mittel hebt zwar, wie natürlich, die Verstopfung, allein zerstört auch die Drüsen, und die Vögel sterben gewöhnlich in der Mauser, da ihnen die Fettigkeit zum Einschmieren der Federn fehlt. Man erkennt diese Krankheit daran, daß sich die Federn an dem Steiße sträuben, die Vögel immer darnach beißen, und die Drüße selbst, statt hellgelb zu seyn, bräunlich wird. Man wird selten oder gar nicht einen freyen Vogel sehen, der einen Fehler an der Fettdrüße habe. Dies kommt daher, weil sie die Fettigkeit darin bey nasser Witterung und häufigen Baden mehr brauchen, diese Fettigkeit also nicht darin vertroknen, verderben, dadurch bösartig werden, und unter sich fressen kann.

VII. Die fallende Sucht. Eine sehr gewöhnliche Vogelkrankheit. Ich habe nichts bessers gefunden, als daß ich sie, indem sie damit befallen wurden, etlichemal in eiskaltes Wasser tauchte, und ihnen die Nägel so weit beschnitt, daß einige Tropfen Blut herausflossen. Auch waren einige Tropfen Baumöhl eingeschüttet, von gutem Erfolg. Gewöhnlich sterben

ben dergleichen kranke Vögel über kurz oder lange an dieser Krankheit.

VIII. Das Mausern ist selbst eine Krankheit. Man muß sie zu derselben Zeit besonders gut warten und pflegen, und ihnen abwechslendes Futter, nur keine Leckereyen geben.

IX. An den Füssen leiden die Stubenvögel gar sehr. Sie werden gleich im andern Jahre blaß und verlieren die frische Farbe. Man muß sie immer und zwar sehr behutsam reinigen, daß man ihnen die Haut nicht verlezt. Die großen, dicken, abgetretenen Schuppen an den Beinen müssen ihnen auch alle Jahre einmal, aber mit großer Vorsicht abgelößt werden.

X. Die Windsucht. An einen Theil des Leibes, oder oft am ganzen Leibe bläht sich die Haut auf, oft so steif wie eine Trommel. Man macht durch eine Stecknadel eine kleine Oeffnung, wodurch die Luft weggeführt und der Vogel gewöhnlich sogleich gesund wird. Ich habe Feldlerchen gehabt, die mit dieser Krankheit behaftet waren, und in der andern Viertel-

telstunde, da sie die Luft loß waren, wieder sangen, ob sie gleich bis zum Sterben krank waren.

XI. Das Drehen. Es ist dies zwar eigentlich keine Krankheit, aber doch ein fast allgemeines Uebel und Gewohnheit, die nicht selten bey saamenfressenden Stubenvögeln, im Käfig gehalten, angetroffen wird. Oefters drehen sie den Hals und Kopf so stark zurücke, daß sie sich überpurzeln. Man kann ihnen diese Unart nicht besser abgewöhnen, als wenn man, so bald man so etwas merkt, einen Deckel über den Käfig macht, damit sie nicht über sich sehen können; denn dies ist die Veranlassung zu dem so übel aussehenden Drehend-werden.

Die beste Art, kranke Vögel leicht zu laxiren, ist diese: man gebe denjenigen Gattungen Vögeln, die sich von Insecten nähren, zwey oder drey Mehlwürme, die man einige Stunden in reines Baumöhl gelegt hat, und die sich davon so voll angesogen haben, daß sie dem Tode nahe gekommen sind. Denen andern Vögelgattungen, welche sich von Körnern und Gesäme nähren, salzt man, nach Beschaffenheit der Grösse des Vogels, das Saufen oder das Trinkwasser.

g) Vor-

g) Vortheile für die Bienenzucht.

Da die Drohnen erst im May erbrütet werden, so wollen einige auch deren Erscheinung für ein Kennzeichen des nahen Schwärmens halten. Alleine es ist auch sehr trüglich, denn sie verschwinden oft schnelle wieder, indeme die Bienen bey anhaltendem Regenwetter, oder besorglichem Mangel an Nahrung sowohl die lebenden umbringen, als auch die Brut aus den Zellen reißen und aus dem Stocke tragen, und die Königin erst bey bessern Aussichten wieder dergleichen Brut ansetzet.

Beobachtet man, daß die Bienen ihre vom Felde mitgebrachten Hosen nicht ablegen, sondern mit denselben umherlaufen und sich unter die vorliegenden begeben, so ist es ein Zeichen, daß sie diesen Vorrath schon für die neue Haushaltung, die nun bald erfolgen soll, aufbewahren. In eben der Absicht ziehen auch die vorliegenden Bienen schnell in dem Stock, nehmen sich von dem Vorrath desselben Nahrungsmittel auf ein paar Tage mit, und beweisen dadurch ihren baldigen Abzug.

Siehet man endlich die Bienen unruhig werden, und ängstlich hin- und herlaufen, so ist das eine gewisse Ankündigung, daß sich der Schwarm nun bald erheben werde. Es kommen immer mehrere nach, die sich mit einen singenden Ton in die Luft erheben und ihnen stürzt zulezt der ganze Schwarm nach.

60) Vom Vorschwarm, Nachschwarm und Jungfernschwarm.

Vorschwarm nennet man denjenigen, der im Frühjahr um die gewöhnliche Schwärmzeit zu Ende des May oder zu Anfang des Junius am ersten aus dem alten Stocke ziehet, und der volkreichste, stärkste und beste ist. Von diesem gelten eigentlich die angegebenen Kennzeichen des Schwärmens.

Nachschwarm heißet man den darauf kommenden zweiten und dritten Schwarm. Der erste kommt gewöhnlich den 7ten oder 9ten Tag, bey regnigter Witterung kommt er auch erst den 14ten und 17ten Tag. Erfolgt er da nicht, so ist es ein Beweis, daß die mehr vorhandenen

Köni-

Königinnen ermordet worden, und der Stock schwärmet gar nicht mehr. Das sicherste Kennzeichen, daß ein Nachschwarm erfolget, ist das Tüten, welches ein sonst ganz ungewöhnlicher Ton in dem Stocke ist, und welchen die jungen Königinnen, die einander beneiden, verfolgen, und zu verdrängen suchen, von sich geben. Andere meinen, dieses Tüten seye eine Aufrufs-Trompete, daß sich das Volk zum Abmarsch versammle. Bey Tage wird dieser Ton weniger vernommen werden, als zur Nachtzeit und am Morgen, weil sie am Tage, wo mehr Raum im Stocke ist, einander mehr ausweichen können, als am Abend, wo der Stock voller Bienen ist. In dieser Angst geben sie also den Laut von sich, den man Tüten nennt. Bey diesem Kampfe geschiehet es nun, daß die überflüßigen Königinnen verwundet werden und sterben, alsdann erfolgt kein Nachschwarm mehr. Und dies sollte sich jeder Bienenvater wünschen, denn gemeiniglich wird durch öfteres Schwärmen der alte Stock geschwächet, und aus dem Jungen wird selten viel. Man sollte es daher zu verhüten suchen, dies kann zuweilen durch Untersetzen geschehen, und erfolgt doch ein Nachschwarm,

schwarm, so nehme man ihm seine Königinnen, er wird dann in seinen alten Stock zurücke kehren und gerne aufgenommen werden.

Jungfernschwärme giebt es auch zuweilen, wenn nämlich der erste junge Schwarm bey guter Jahreszeit in eben diesem Jahre noch einen Schwarm gehen lässet. Er kommt meistens Vormittags und oft erst in 40 Tagen. Sein Wachs und Honig zeichnet sich an Schönheit vor dem andern aus, und wird daher ausdrücklich Jungfernwachs und Jungfernhonig genennet. Nur in ausserordentlichen guten und honigreichen Jahren giebt es welche, sonst sehr selten.

61) Von den Spurbienen.

Wegen der Spur- oder Spähebienen sind die meisten Bienenschriftsteller nicht ganz einig. Es giebt welche, die von ihnen nichts wissen wollen, aber auch andere, die sie nicht bezweifeln. Herr Riem z. B. sagt: Weil nun bey aller Vorsicht dem ohngeachtet Schwärme zu Zeiten durchgehen, so geben sich ein und andere

Verfasser viele Mühe zu behaupten, der Schwarm werde durch Spurbienen, die diese Gegend oder Wohnung vorher ausspionirt hätten, dahin geleitet. Sie suchen dieses Vorgeben dadurch zu befestigen, indem sie ihre Beobachtungen hinzufügen, daß sie Bienen gesehen, welche vorher dergleichen Stätte bereitet und gereiniget, alsbald ein Schwarm eingezogen sey. Dies ist aber noch kein hinlänglicher Beweis, und ich läugne daher mit vielen unserer alten und neuen Autoren die Spurbienen schlechterdings.

Herr Christs Meynung hingegen ist diese: daß die Bienen sich etliche Tage vor dem Schwärmen einen hohlen Baum durch Kundschafter oder sogenannte Spurbienen aussuchen, wo sie ihre Wohnung aufrichten wollen, wenn sie durchgehen, oder man zu lange zaudert, sie zu fassen, gehöret wohl unter die Muthmassungen und ist schwer zu beweisen; doch kann es auch so schlechterdings nicht verworfen werden, wie manche, die sich gar bald große Bienenmeister zu seyn dünken, bey allen sogleich einen Machtspruch thun, oder andern nachbeten, ohne die Sache selbst reiflich zu überlegen, oder genugsam

sam geprüfet zu haben. Finden wir doch bey den Bienen noch weit vorsichtigere Handlungen. Ich will und kann es deswegen nicht behaupten, nur glaube ich, daß es wohl möglich seyn kann. Wenigstens habe ich einmal vor 8 Jahren bey einem guten Freund gesehen, daß in eines seiner Bienenhäuser, welches Glastafeln hatte, und voll leerer Wachsrasen von einem im vorigen Winter abgegangenen Bienenstamm war, etliche Bienen gekommen und darinn geräumet und gesäubert hatten, daß wir begierig waren zu erfahren, ob ein junger Schwarm hineinziehen würde; und solches geschahe wirklich drey Tage darauf, da ein fremder Bienenschwarm um die Mittagszeit dieses Bienenhaus bezog.

62) Kann und soll man das Schwärmen befördern?

Man bedient sich hiezu verschiedener Mittel. Einige sagen, man solle 1/2 Quint Sternanis, 1 Pfund kochendes Wasser nehmen, solches 24 Stunden lang stehen lassen, dann 1 Pfund reinen Honig und 1/2 Pfund Zuckerkandis dazu thun, über gelinden Feuer zergehen lassen,

lassen, und den Stock statt gewöhnlichen Futters geben. Darnach sollen sie viele Brut zum Schwärmen ansetzen. Andere geben ihnen ungehopftes Bier und Honig mit Kochsalz vermischt, welches das Schwärmen ungemein befördern soll. Alleine diese Mittel haben nicht den geringsten Werth. Wer gerne frühzeitige Schwärme wünscht, der halte nur volkreiche und mit Honig versehene Stöcke, bewahre sie vor allen sie im Frühlinge betreffenden Krankheiten und setze ihnen zuweilen, wenn sie es auch nicht gar sehr bedürfen, doch etwas weniges Honig zur Ermunterung und Stärkung vor.

Indessen wollen andere das Schwärmen der lange vorliegenden Bienen auch mit Gewalt befördern. Man beräuchert sie mit Schwämen, die auf alten Holundersträuchen gewachsen sind, bestreicht und reibt den Ort, wo sie vorliegen, mit Wermuth und andern übelriechenden und den Bienen widrigen Dingen, streuet Salz unter die Bienen, um sie mißmuthig zu machen, und zum Abzug zu zwingen. Alleine solche Mittel fallen endlich sehr nachtheilig aus, indeme alles Volk ausziehet und

den leeren Stock zurücke lässet. So lange keine junge Königin vorhanden ist, so lange wird man auch die vorliegenden nicht zum Schwärmen zwingen können. Das Beste, das man hier thun kann, ist, daß man ihnen wieder Raum schaffe, wo sie bauen und arbeiten können, oder daß man einen künstlichen Schwarm befördre, indeme man einen Ableger macht. Dies ist vortheilhafter als austrommeln und dergleichen.

63.) Warum manche Stöcke gar nicht schwärmen.

Es kann gar wohl der Fall eintreten, daß bey einer ziemlichen Anzahl Stöcke, dennoch keine oder doch nur wenige schwärmen. Davon können sowohl innere als äussere Ursachen schuld seyn. Ein schlechtes Frühjahr, da wegen vielen Regen oder langanhaltender Kälte die Bienen gehindert werden, auszufliegen, und sich den nöthigen Blumenstaub zum Futterbrey zu holen, ist immer ein Haupthinderniß des Schwärmens. Es kann nicht die gehörige Brut angesetzet und dadurch volkreich gemacht werden,

an die Erbrütung einer Königin wird auch nicht gedacht, und auf solche Weise erfolgt kein Schwarm.

Zuweilen hat das Nichtschwärmen der Bienen in allzugroßen Behältnissen und Körben seinen erwiesenen Grund. Großer, leerer Raum in den Körben macht, daß die Bienen gerne beysammen bleiben, und weniger an das Schwärmen, als an die Ausfüllung desselben denken. Sie schwärmen also entweder gar nicht, oder doch so späte, daß man gar keinen Nutzen davon hat.

Oft rührt aber auch das Unterbleiben des Schwärmens von einer üblen Behandlung der Bienen her. Wer besonders die Gewohnheit hat, seine Bienen zu beschneiden, der schadet seinen Bienen oft, wenn er unvorsichtig dabey ist, oder es zur Unzeit thut. Unternimmt er es zu späte, wenn schon Brut angesetzet ist, so schneidet er eine Menge Bienen mit heraus, denn wenn er auch die geschlossene Brut verschonet, nimmt er doch viele Maden und Eyer mit heraus. Ist er aber auch allzugeizig im

Ausschneiden des Honigs, so schwächet er den Stock und es fehlet ihn hernach an Schwärmen.

64.) Daß die Bienen sich bald anlegen.

Die Erfahrung lehret, daß der Schwarm sich sogleich in die Höhe begiebt und da eine Zeitlang umherschwärmet, ehe er sich anlegen und sammlen will. Bey einigen geschiehet dieses bald, ja oft ist schon die erste Hälfte des Schwarms geneigt, sich anzulegen, ehe noch die andere aus dem Stocke gezogen ist. Oft aber wollen sie sich lange nicht zum Anlegen bequemen, so daß man befürchten muß, sie wollen entwischen. Um sie von diesem Vorsatze abzuhalten und zum Bleiben geneigt zu machen, bedient man sich verschiedener, zum Theil ganz unnützer, zum Theil wirklich vortheilhafter Mittel.

Der eine nimmt sogleich seine Zuflucht zu Gieskannen, Schaufeln, Mörsern, Kesseln und andern klingenden Instrumenten, trommelt ohne Unterlaß drauf los, um durch seine Musik die Bienen von der Flucht abzuhalten, alleine

es hilft ihn zur Erreichung dieser Absicht gar nichts. Es ist dieses Klopfen vielmehr eine uralte Gewohnheit, wodurch man dem Nachbar, der eben auch auf Schwärme von seinen Bienen lauert, ein Zeichen geben will, daß hier ein Biene schwärmt, damit alle Irrungen und Streitigkeiten vermieden werden, und ihn jener nicht faßt, wenn er sich allenfalls bey ihme anlegt.

Eben so unnütze ist es auch, wenn man Schweinemist unter den Schwarm wirft, und ihm die Kraft zuschreibt, daß er die Bienen matt mache und sie dadurch zum Anlegen zwinge, Sand unter die Bienen zu werfen, gehet oft nicht an, wenn sie schon zu hoch fliegen, wer will sie da erreichen? Oft ist es gefährlich, denn durch ein darunter befindliches Steinchen könnte leicht die Königin beschädiget werden.

Ein anderer kommt mit einer blind geladenen Flinte, schießt unter die Bienen, und will, daß sie diesen Knall für einen Donner halten, sich für einen nahen Wetter fürchten, und sich lieber anlegen als fortbegeben sollen.

Alleine dadurch wird man den einmal zur Flucht geneigten Schwarm gewiß nicht zurücke halten — Noch vielweniger durch sympathetische Mittel, von deren Anwendung sich gar keine Wirkung erwarten lässet, denn wie soll ein Brodmesser gleich nach dem Auszug des Schwarms auf den alten Stock geleget, oder andere dergleichen eben so unsinnige Dinge auf den Schwarm in der Luft einen Einfluß haben?

Wer ja etwas, nicht ganz überflüßiges, dabey thun will, der versehe sich zur Schwarmzeit mit einer guten Spritze, mit der er eine ziemliche Höhe erreichen kann, und die einen etwas schwachen Wasserstrahl macht. Er nehme dazu reines Wasser und spritze nicht gerade unter den Schwarm, sondern von der Seite, damit das Wasser wie Regen auf die Bienen herabfalle, das hält sie zurücke und bringt sie zum Ansetzen.

Es kann noch eine Hauptursache vorhanden seyn, warum die Bienen, ohne sich anzulegen, immer herum schwärmen. Dies geschiehet, wenn die Königin nicht unter ihnen ist.

Die

Die Königin ist zuweilen matt, gebrechlich und kann nicht wohl fliegen, sie fällt also bald zur Erde, oder bleibt an einem niedrigen Gesträuche hängen. Da muß man sich nun ernstlich umsehen, und sie aufzufinden suchen, welches sehr leichte ist, da die Königin nie ganz ohne alle Begleitung gelassen wird. Sobald man solche einzelne Bienen bemerkt, gehe man nur darauf zu, und man wird die Königin dabey finden. Man nehme sie dann behutsam auf, bringe sie in den in Bereitschaft gehaltenen Korb, und der übrige Schwarm wird bald nachfolgen.

Sollte man wohl im Stande seyn, einen Schwarm durch Kunst und besondere Mittel zu zwingen, daß er sich gerade da anlege, wo man es verlangt? Es giebt wirklich viele Bienenliebhaber, die das behaupten, und die sich rühmen, gewisse Geheimnisse zu besitzen, durch deren Anwendung man einen Schwarm leiten könne, wohin man wolle, daß er sich nah oder ferne, hoch oder niedrig ansetze. Man nimmt zum Beispiel einige todte Königinnen und läßt sie in Honig bis zur Schwarmzeit liegen, dann be-

bestreicht man die Stelle damit, wo sich der Schwarm anlegen soll. Andere gehen, wenn sie zum erstenmal füttern, zu einen Maulwurfs-Hügel, nehmen etwas Erde davon und mengen sie unter das Futter. Ist die Erde aus der Tiefe des Hügels genommen, so setzen sich die Bienen tief an, oder begeben sich wohl gar auf die Erde — ist sie aus der Mitte, so bleiben die Bienen auch so niedrig, daß man sie bequem erreichen kann — ist sie aber von den obern Theil des Hügels, so gehen die Bienen auch in die Höhe. Diesen und andern dergleichen Mitteln sieht man es gleich an, daß sie der Aberglaube erzeugte. —

Jedoch giebt es auch noch natürliche Mittel, die zuweilen gute Dienste thun. Hat man um die Gegend des Bienenstandes keine oder auch allzuhohe Bäume, so nimmt man eine Stange, an diese befestiget man frische Aeste von Waldbäumen an, und wenn diese welk werden, wiederholt man es nach etlichen Tagen, stellt diese Stange, in die Erde befestigt, einige Schritte weit vom Bienenstand. Oder man steckt auf gleiche Weise eine noch mit grünen

Aesten versehene und 9 bis 10 Fuß lange fichtene Stange in einiger Entfernung vom Bienenstand, so ziehen sich die Bienen gerne dahin.

Herr Christ ertheilt hierinnen auch einen guten Rath, und sagt: Ich muß anbey noch einer Erleichterung des Geschäfts beym Schwarmfassen gedenken, welche man sich vorzüglich bey Bienenständen verschaffen kann, wo wenig oder gar keine Bäume sind. Wenn man eine oder zwey Körbe oder Wannen auf 8 Schuh hohe Stangen in einer Entfernung vom Bienenstand auf 15 oder 20 Schritte aussteckct, so hänget sich der ausziehende Schwarm gern hinein. In manchen Jahren haben sie mir fast alle in eine solche Wanne geschwärmet, in manchen aber nicht. Es ist alsdenn das Fassen ganz gemächlich, und darf man nur die Wanne abhängen und den Schwarm vor die neue Bienenwohnung schütten. Es verstehet sich also, daß die Wanne nicht darf an die Stange befestiget oder angebunden, sondern nur frey an einen eingeschlagenen Nagel, oder hervorstehendes abgebrochenes Aestchen gehänget werden. Auch darf man die Wanne nicht an einen Pfosten oder

der-

dergleichen, so unbeweglich ist, anhängen, weil öfters der halbe Theil des Schwarms an der Stange hänget, und solche alsdenn aus der Erden muß ausgezogen werden.

65) Warum die Bienen bisweilen durchgehen.

Daß ein Schwarm die Flucht ergreift und entwischet, dazu können mancherley Ursachen Veranlassung geben, und dem Bienenvater mag immer am meisten die Schuld beygemessen werden. Wenn in der Nähe um den Bienenstand kein Baum oder Gebüsch sich befindet und in deren Ermanglung keine andere erst angegebene Mittel angewendet werden.— Wenn der Bienenstand eine solche Lage hat, daß die Bienen über hohe Gebäude oder Bäume ihren gewöhnlichen Flug haben.— Wenn man die Unvorsichtigkeit begangen und beym Schwärmen den alten Stock in die Höhe gehoben und dadurch einen desto schnellern Abzug veranlaßt hat.— Wenn man den angehängten Schwarm nicht begießet oder mit Wasser ein wenig besprützet. — Wenn man nicht eilfertig ist, ihn zu fassen, und

er

er ist der Sonnenhitze zu lange ausgesetzet. — Wenn endlich der Schwarm eine üble Lage hatte und er wird durchs Kehren, Räuchern 2c. gar zu böse und wild gemacht, dann liegt freylich die Schuld mehr an dem Bienenvater, als an den Bienen selbst. Man thue also, was zu thun ist, und entferne die Veranlassungen zum Durchgehen, so wird sich gewiß dieser unangenehme Zufall selten ereignen.

66) Was zu thun ist, wenn ein Schwarm wirklich durchgehet.

Da ist denn nun nichts anders zu thun, als daß man ihn nicht aus den Augen lässet, sondern, so weit es möglich ist, verfolget. Dazu hat der Eigenthümer alles Recht, und er kann sich seinen Schwarm überall zueignen und einfangen, wo er ihn findet. Bienen werden als Hausthiere angesehen, und niemals als wilde Vögel, die keinen Herrn haben. Eine Henne, Ente, oder auch ein anderes Thier, wenn es entlaufen ist, kann man überall verfolgen und aufsuchen, und selbst derjenige, der sie als Flüchtlinge eingefangen, wird sie dem rechtmäs-

sigen Eigenthümer wieder zurücke geben, es wäre daher der natürlichen Billigkeit und selbst der Vernunft zuwider laufend, wenn man einen Schwarm nicht überall, nicht auf den Grunde und Boden eines Nachbarn aufsuchen und einholen dürfte. Die Haus- und Gartenbienen werden wie zahme Thiere behandelt, werden in eigenen Wohnungen zur Benutzung aufbewahret, man kann sie durch Kauf, Tausch, Schenkung und Erbschaft erlangen, sie werden sogar bey Erbschaften wie anderes Vieh und bewegliche Güter in die Theilung gebracht, warum sollten sie aufhören ein Eigenthum zu seyn, wenn sie ihrer Natur nach oder durch andere Umstände gezwungen, in Feldern oder Wäldern umherschweifen?

Nur folgendes ist noch dabey zu beobachten: Der Verfolger muß hinlänglich beweisen können, daß der flüchtige Schwarm ihm wirklich zugehöre, und seine Nachbarn durch das klingende Geräusch darauf aufmerksam machen, und den Schwarm immer nachgehen, bis er seiner habhaft werden kann. Dadurch wird alsdann alles Mißverständniß und aller Streit

ver-

vermieden werden. Sollte der Besitzer des Feldes, auf welchem der Schwarm eingeholt und wieder gefasset wurde, wegen eines etwa verursachten Schadens Entschädigung fordern; so wird keiner so unbillig seyn, und ihm solche versagen.

Es trägt sich aber auch zuweilen zu, daß ein Schwarm irgendwo anliegend gefunden wird, wer soll nun das Recht zu diesem haben? Ganz natürlich der Finder. Ist der Schwarm von niemanden verfolget worden, und meldet sich niemand als Besitzer dazu, so bleibt er dem, der ihn entdecket und gefasset hat. In Wäldern sind solche gefundene Schwärme meistens ein Accidens der Förster und Jäger.

67) Von der Zubereitung zum Fassen der Schwärme, und denen dazu benöthigten Geräthschaften.

Da nun eines der wichtigsten Geschäfte, nämlich das Einfassen des Schwarms erfolget, so ist es gewiß hier am rechten Orte angebracht, auch ein Wort davon zu sprechen, wie sich ein sorgfältiger Bienenwirth dazu immer be-

bereit und fertig halte. Denn beym Ausziehen des Schwarms erst auf die Herbeyschaffung der benöthigten Geräthschaften zu denken, wäre eben so unschicklich, als wenn ein Jäger bey Erblickung eines Wildes, erst Pulver, Bley und Gewehre aufsuchen wollte. Das Wild wartet dies nicht ab und entfliehet, und eben so ist es auch bey einem Bienen-Schwarm. Er legt sich zwar an, aber wenn man ihn so lange hängen läßt, bis man mühsam Korb, Leiter und dergleichen herbeyschaft, dann macht er sich wieder auf und geht fort.

Das hauptsächlichste Erforderniß sind die Körbe, die nicht alleine in gehöriger Anzahl, sondern auch wohl gereiniget vorhanden seyn müssen. Die Zahl der Körbe bestimmt man nach der Zahl der Stöcke, die schwärmen sollen. Hat man 6 Stöcke zum Schwärmen auf dem Stande, so müssen immer auf jedem zwey leere Körbe, zum Vor- und Nachschwarm einer, gerechnet werden. Es ereignet sich aber öfters der Fall, daß auch der dritte Schwarm noch kommt, oder ein Jungfernschwarm sich einfindet, darum müssen noch einige mehrere zum

Ueber-

Ueberfluß da seyn. Hier muß aber die schon einmal gegebene Lehre noch einmal wiederholet werden, daß man nicht Körbe von einerley Größe nur alleine habe, sondern daß man deren große, mittlere und kleinere sich anschaffe, um nach der mindern oder mehrern Größe des Schwarms, einen ihm angemessenen Korb wählen zu können. Einen starken, volkreichen Schwarm in einen kleinen Korb zu fassen, oder einen schwachen in einen großen Korb, ist beydes der Bienenzucht sehr nachtheilig, denn der erstere wird besonders bey guter Witterung bald keinen Raum zur Arbeit mehr haben, der andere aber wird mißmuthig werden, und entweder gar nicht arbeiten, oder gar wieder ausziehen.

Ferner müssen die vorräthigen Körbe wohl gereiniget werden, weil kein Schwarm in einen Korb, worinnen sich Mäuse aufhielten, wo noch Gewebe von Spinnen oder dergleichen ist, sich einbauen wird. Man wasche sie dahero mit vieler Sorgfalt aus, lasse sie auch einige Stunden im frischen Wasser liegen, und bringe sie dann an einen luftigen Ort, wo sie wieder

bald

bald trocken werden können, damit sie nicht schimmlicht werden. Die alten gebrauchten Körbe sind allemal wieder zu gebrauchen, wenn sie nur noch feste und unbeschädiget sind. Sie sind denen Bienen um des Geruches willen oft lieber als neue. Auch ist schon erwähnet worden, daß man die Fäsergen in den Körben ausschneide, oder besser mit etwas Haberstroh absenge, dadurch den Bienen die langweilige Arbeit des Abnagens erspart wird.

Es werden auch allerley Mittel angerathen, den Korb inwendig mit wohlriechenden Kräutern, mit etwas Milchrahm und dergleichen zu bestreichen, alleine so unschädlich es auch immer seyn mag, so ist doch ein wenig Honig von besserem Erfolg. Mit diesen beschmiert man den obern Theil des Korbes, und bewirkt dadurch, daß die Bienen nicht alleine gerne einziehen, sondern sich auch bald in die Höhe begeben.

Einen Schwarmsack oder Schwarmfasser halten auch viele in Bereitschaft, alleine er ist sehr entbehrlich und ich habe mich dessen

nie

nie bedient. Doch will ich zur Belehrung derer, die etwa Gebrauch davon machen wollten, Herrn Riems Beschreibung davon anfügen: Noch ein Vorfall, sagt er, trift bey Ständen zu, darauf viele Bienen stehen. Es kann geschehen, daß ein Stock schwärmet und sich anleget, indem zu gleicher Zeit sich ein anderer auch dazu anschicket. Wer nun nicht gerne etliche Schwärme zusammen lassen will, oder mit dem Ausfangen der Königin nicht umgehen kann, der schaffe sich einen Schwarmfasser an, das ist, man halte sich einen 4 Schuh langen, und 2 Schuh weiten Sack von grober und durchsichtiger Leinwand, der an beyden Enden offen ist. An das eine Ende, welches etwas enger und ungefähr die Weite von ein und einen halben Schuh hat, und mit einer Schnur zusammen gezogen werden kann, wird der Korb angebunden, darein der Schwarm soll, am andern Ende von 2 Schuh Weitung wird ein Reif angebracht, der den Sack offen hält. Diesen offenen Theil befestigt man vor den Stock, der eben schwärmen will, so werden die Bienen durch den dunkeln Gang sich geradeswegs in den hinten angebundenen Korb be-

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

geben, und daselbst ihre Wohnung aufschlagen, ohne daß der Schwarm erst in die Luft zu reissen nöthig hätte. Viele meiner Freunde lassen alle ihre Schwärme so einziehen, und entübrigen sich dadurch des Einfassens von unbequemen und hohen Bäumen.

Ein Tisch, der leicht ist, hin und her getragen zu werden, und der nothwendig fest und unbeweglich stehen bleibt, oder an dessen Stelle eine Bank, oder ein Stuhl ohne Rücklehne, ist unentbehrlich, doch ist der erstere, wegen seines größern Raums vorzüglicher. Dieser wird sogleich in die Nähe des anliegenden Schwarms gebracht, das Untersazbrett darauf gelegt, und auf dieses zwey dünne dreykantige Hölzgen, auf welche der Korb mit den eingefaßten Bienen gestellet wird, damit keine von den Bienen zerdrückt werden, und Oeffnung behalten, auf allen Seiten in den Korb einziehen zu können. Ist der Schwarm größtentheils in den Korb eingezogen, dann können die Hölzgen wieder sachte weggenommen werden.

Leitern von verschiedener Länge müssen auch immer vorhanden seyn, die man nach Be-

schaffen-

Bayer. Staats-Bibliothek München

schaffenheit der Höhe oder Tiefe des anliegenden Stockes bequem gebrauchen kann. Eine Bock- oder gedoppelte Leiter kann in vielen Fällen die besten Dienste leisten, weil oft der Schwarm an dem äussersten Ende eines Zweiges sich anlegt, wo man ohne Gefahr keine Leiter anbringen kann. Auch ist eine solche gedoppelte Leiter vor dem Bienenstand selbsten mit mehr Vortheil zu benutzen, als eine andere. Sie wird oben mit einem eisernen Gewerbe verbunden, und kann in der Mitte mit einem Stricke versehen seyn, damit man die 2 Theile bis auf eine gewisse erforderliche Weite damit zusammen binden kann, daß sie nicht leicht weichen.

Zuweilen hat sich der Schwarm zu hoch, oder doch so angelegt, daß man sich keiner Leiter dabey bedienen kann, dann werden ein paar Stangen dazu erfordert. Durch die eine Stange werden oben zwey Löcher gebohret und ein Strick durchgezogen, woran man den Korb befestiget, um solchen gerade dem anliegenden Schwarm unterhalten zu können. Die andere Stange ist oben mit einem eisernen Haken ver-

sehen, womit ein anderer, (denn zwey Personen müssen dieses Geschäfte verrichten) den Ast ergreifet und solchen in den untergehaltenen Korb schüttelt. Beym Anbinden des Korbs muß man nicht viel Umstände machen, um solchen geschwinde von der Stange losbinden und an seine Stelle bringen zu können. An die eine Stange kann man auch ein etwas über sich gekrümmtes spitziges Eisen befestigen, um den Korb seitwärts daran aufzuspießen, oder einen Haken zum Anhängen anbringen.

Reine Kehr- und Flederwische müssen auch immer da seyn. Mit erstern kann man den Schwarm am leichtesten besprützen, wozu denn gleich reines Wasser in einem Gefäße auch bereit stehen muß, und mit dem andern kehrt man den Schwarm in den Korb, wenn man ihn nicht anders beykommen kann.

Eine Handspritze ist unentbehrlich, zu dem schon oben angezeigten Gebrauch, auch guter Laim oder Letten, den Korb damit auf seinen Untersazbret zu bestreichen, und alle Oefnungen zu verschmieren. Er ist am besten,

wenn

wenn Rindsmist darunter gemischet wird; hat der Korb einen passenden Schild oder Strohuntersaz, so ist dies nicht nöthig.

Es ist auch schon oben erwähnet worden, daß das schnellere Einziehen und das Verbleiben des Schwarms in den Korb dadurch befördert wird, wenn man den obern Theil desselben mit ein wenig Honig bestreicht, deswegen muß der sorgfältige Bienenvater auch solchen immer bey der Hand haben. Mit Thymian und Zitronenmelissen den Korb innen ausgerieben, thut auch gut und die Bienen lieben dies gerne.

Rauch ist oft erforderlich, um den Schwarm zu nöthigen, von einen gar zu üblen Platz sich zu entfernen, oder auch diejenigen Bienen, die sich nach dem Fassen wieder an die verlassene Stelle anlegen wollen, zu vertreiben, daher muß man auch Lunten zur Hand haben. Entweder bedient man sich des gewöhnlichen Luntens, oder man macht sich solchen selbsten, indeme man baumwollene Lumpen, Werg und etwas Menschenhaare nicht gar feste zusammen drehet, und ein wenig mit Zwirn übernähet. Man bindet sol-

solchen Lunten an ein leichtes Stänglein, oder steckt ihn in einen oben an demselbigen gemachten Spalt.

Da hier vom Rauche die Rede ist, so will ich noch eines andern hier erwähnen, der bey verschiedenen Behandlungen der Bienen, besonders bey der Magazin-Bienenzucht sehr vortrefliche Dienste leistet. Dazu gebraucht man den sogenannten Bovist, (Lycoperdon bovista) der den Bienen ganz unschädlich ist, weil er sie nur betäubet, aber nicht tödet. Es ist ein großer runder Schwamm, welcher im fetten Erdreiche bis zur Größe eines Kindskopfes oder zweyer geballten Fäuste wächst, und auf magern Viehweiden, und in Gehölzen unter andern Pilzen angetroffen wird. Man sammelt ihn ein, wenn er braun und staubig wird. Anfangs ist er weißlicht, nachher bleyfarbig, wie beräuchert. Man dörret die reifen Boviste in der Sonne oder trokenen Schatten; am Feuer würde er hart werden. Nachher bewahrt man sie in Papiertüten bis zum Gebrauche für den künftigen Sommer, weil sie in diesem Jahre zu spät reifen. Den Abend vorher troknet man sie

von

von der eingesogenen Feuchtigkeit nochmals auf einer etwas warmen Heerdstelle. Zweyjährige Boviste verlieren ihre Betäubungskraft. Die leichtesten und schwammartigen brennen am beßten. Die im nassen Wetter eingesammleten verlieren durch das lange Dörren die Zündungskraft. Dergleichen schlechte Zunderschwämme werden im Salpeterwasser verbessert, wenn man einen Theelöffel voll grob gepulverten Salpeter in ein Nößel oder 1/4 Maas Wasser schüttet, die Boviste einweicht, und sie nachher an der Luft troknet, da sie denn gleich Feuer fangen und fortbrennen. Beym Bienenräuchern muß man ein wenig Luft zulassen, weil sonst der Zunder ersticken wird. Dieser Bovist ist auch in den Apotheken um einen geringen Preiß zu bekommen.

Wer viel mit Bienen umgehet, der muß bey jeder Art der Behandlung mit einer Bienenkappe versehen seyn, und da er zuweilen einen Gehülfen bey seinen Geschäften braucht, so thut er wohl, wenn er deren immer zwey vorräthig hat. Die Gemeinsten werden von grober Leinewand gemacht, daß man sie gemächlich

über

über den Kopf stürzen, und um den Hals wohl zubinden kann. Ein viereckigtes enges Gitter von leichten Messing- oder Eisendrath ist vorne eingesezt, damit man wohl durchsehen kann. So wohlfeil und nützlich auch diese Art Bienenkappen ist; so lästig werden sie doch im Sommer bey großer Hitze. Daher rathe ich jedermann, die von Hrn. Christ angegebene wenigstens vor sich selbst anzuschaffen, und eine andere ordinaire für den Gehilfen. Für diejenigen, welche Christs Bienenbuch nicht besitzen, will ich hier anfügen, was er davon sagt: Die gewöhnliche Bienenkappe ist das allerbeschwerlichste, darunter man bald verschmachten möchte, weil dieses Geschäfte allemal in der größten Hitze vorfället, und die Ausdünstung unter derselben nicht freyen Abgang hat, sondern gehemmet ist. Ich habe mir daher eine neue Erfindung von einer Bienenkappe gemacht, die unvergleichliche Dienste thut. Diese ist von lauterem feinen Drath, und gleichet einem runden Korbe mit einem platten runden Deckel, auch von feinem Drath. Man kaufet die Zubehör bey den Siebmachern, die solche Stücke zu den Sieben für die Müller vorräthig haben,

ben, welche sie Abräuter nennen und 1 1/4 Elle lang und anderthalb Viertel Ellen breit sind. Ein solches Stück Drathsieb von gedachter Länge giebt den Umfang der Bienenkappe; doch ist es etwas zu enge, und thut man wohl, wenn man hinten einen handbreiten Zwickel von einem alten Drathsieb, dergleichen diese Leute immer haben, hineinsetzet, damit die Kappe gegen den Mund hin etwas weiter wird, als oben. Zum Deckel haben diese Leute ein rundes Stück zu einem kleinen Sieb, das gerade zupasset. Diese zwey Stücke werden mit einem Bändel eingefasset, und alsdenn zusammen genähet, unten daran aber rings herum eine halbe Elle breit gelindes leinen Tuch, welches mit zwey Bändeln am Halse zusammen gebunden wird.

Unter einer solchen Bienenkappe ist man frey in der Luft und fället gar nicht beschwerlich, verunstaltet auch den Bienenfasser nicht, wie die gewöhnlichen monströsen Bienenkappen thun. Man kann auch in besagte Kappe vorne beym Munde ein Löchelchen machen und umnähen, und ein Zäpfchen daran hängen, damit

man

man nöthigenfalls eine kurze Tabakspfeife durchstecken könne, um sogleich Rauch bey der Hand zu haben, den man öfters auch bey andern Verrichtungen bey den Bienen nöthig hat.

Nur dies wenige will ich noch aus Erfahrung hinzusetzen: Da der feine Drath sehr biegsam ist, und durch den öftern Gebrauch, auch durch das Hängen und Liegen die ganze Kappe bald verbogen und aus seiner Rundung gebracht wird, so ist es am besten, wenn man oben, unten und in der Mitte das Gitter an einen Ring von einen dickern Drath befestiget, und einen dergleichen auch hinten und an beyden Seiten aber aufrecht anmacht. Jeder Siebmacher verfertigt die Stücke dazu, wie man sie gebraucht. Werden sie von messingen Drath gemacht, so rosten sie nicht und dauern länger. Auch habe ich statt der Bänder zum Einfassen etwas Leder vortheilhafter gefunden.

Handschuhe für sich sowohl, als auch für einen Gehülfen sind immer unter die nothwendigsten Geräthschaften zu zählen. Die ledernen sind nicht anzurathen, weil die Bienen,

wenn sie böse sind, durchstechen, und viele dadurch um ihr Leben kommen, indeme sie den Stachel nicht mehr zurücke ziehen können. Beydes zu vermeiden bediene man sich lieber dicker, wollener Handschuhe, und um alles Stechen zu verhüten, verlängere man solchen noch mit einer Art Aermel von leinen oder wollenem Tuch, der am Ende zugebunden werden kann.

68.) Anweisung, die Schwärme zu fassen.

Wenn der angelegte Schwarm vor der drückenden Sonnenhitze in möglichster Geschwindigkeit verwahrt, und mit einem Kehrwisch ein wenig mit Wasser besprengt worden ist, dann unterlasse man nicht, in aller Eilfertigkeit alles Nöthige zur Stelle herbey zu schaffen, wähle einen der Größe des Schwarms angemessenen Korb, bestreiche ihn inwendig mit Honig, bewaffne sich wohl und gehe an das Geschäfte des Fassens. Hier kommen aber gar mancherley Fälle vor, wobey sich der Bienenvater so gut als möglich ist, selbsten rathen muß. Nur einige der gewöhnlichsten Fälle sollen hier angeführt werden.

Hat sich der Schwarm niedrig und an einem kleinen Aestchen angelegt, so hält man den Korb unter, schüttelt solchen hinein und stellet ihn geschwinde auf die zwey dreyeckige Hölzchen, die schon auf dem Untersatzbrett liegen. Auch kann man den Ast, wenn es, ohne den Baum Schaden zu thun, geschehen kann, abschneiden, solchen auf das Brett legen und den Korb drüber decken, dann ziehen sie sich ohne Umstände in die Höhe, und der Ast kann bald wieder weggenommen werden. Auf solche Weise verursacht es wenig Mühe.

Auch der ist leicht zu fassen, der sich in die Tiefe, auf die Erde, oder Gras, oder niederes Gebüsche legt. Man deckt den Korb darüber, treibt mit Wasser oder mit ein wenig Rauch, oder mit Wermuth den Schwarm in die Höhe, der alsdann gerne den Korb bezieht. Auch kann dieser Fall eintreten, wenn der Schwarm auf einen Ast liegt. Hier ist noch anzumerken, daß in jedem Garten, wo Bienen stehen, die man schwärmen lassen will, auch ein Stock Wermuth anzupflanzen sey. Er thut gute Dienste bey mannigfaltiger Behand-

lung

lung der Bienen, indem er ihnen zwar widerlich, aber doch nicht schädlich ist.

Oft geht der Schwarm in die Höhe, und legt sich an einen hohen Baum, wohin entweder die Leitern nicht reichen, oder gefährlich anzubringen sind, da hilft man sich mit den zwey Stangen, hält mit der einen den Korb unter und schüttelt ihn mit der andern hinein.

Wenn der Schwarm in Heken, Gebüsche u. dergl. sich begiebt, und man kann nicht wohl beykommen, solchen abzuschütteln, so muß man sich auch mit Rauch, Wasser oder Wermuth, solchen auf einen bequemern Plaz zu bringen, zu helfen suchen. Auch kann man von dem Gebüsche wegschneiden, was hinderlich ist.

Beschwerlicher wird schon das Geschäfte des Fassens, wenn sich der Schwarm an einen dicken Ast, Zaun, Pfahl, oder auf einen Dache angesezt hätte. Da ist denn nun oft freylich kein anderes Mittel, als daß man den Flederwisch anwende und ihn damit in den Korb kehre. Weil aber die Bienen dadurch sehr aufgebracht

bracht werden, so versuche man nach denen Umständen lieber noch ein gelinderes Mittel. Oft gelingt es, ihn mit Rauch an einen bequemern Ort zu treiben, oft kann auch der Korb aufgesezt und die Bienen hinein geleitet werden. In solchen Fällen muß nach Umständen freylich der Bienenvater sich selbst am besten zu rathen wissen.

Die mühsamste Art des Fassens ist, wenn sich der Schwarm in einen hohlen Baum, oder in die Oeffnung eines alten Gemäuers begeben hat. Im ersten Falle siehet man nach, ob der Baum mehrere Oeffnungen habe, und verstopfet sie alle, bis auf eines, wo sie aus- und einfliegen. Man sucht über dieser Oeffnung einen Korb, der aber inwendig wohl mit Honig bestrichen ist, anzubringen, macht in einiger Tiefe des Baums, so weit man glaubt, daß die Höhlung reiche, mit einem Bohrer ein Loch, das aber schon etwas groß seyn darf. Wenn es etwas über sich gebohret wird, wird es bessere Dienste leisten, weil der Rauch, der nunmehr stark angewendet werden muß, sich leichter hinein ziehet. Durch diesen Rauch gezwungen, erhebt

hebt sich der Schwarm und ziehet heraus in den angelegten Korb. Wer hohle Bäume in der Nähe seines Bienenstandes hat, der handelt am klügsten, wenn er solche noch vor der Schwärmzeit genau verstopfet.

Im andern Fall, wenn er sich in ein Gemäuer gesetzet hat, muß man das Loch größer machen, und ihn mit Rauch und Gestank heraus treiben, vielleicht begiebt er sich in einen, wie beym vorigen Fall, angebrachten Korb, oder anders wohin. Dieses Loch in der Mauer muß man zumachen, damit nicht ein anderer Schwarm auch hinziehe.

Es kann auch geschehen, daß ein Schwarm ausziehet, ohne sich anzulegen in der Luft herum schwärmet, da läßt sichs wohl vermuthen, daß die Königin niedergefallen und nicht nachgefolget ist. Hier nehme man den alten Stock von seinen Platz hinweg und bringe einen leeren Korb an dessen Stelle. Der Schwarm, den die Königin nicht nachfolgt, will dann wieder dahin zurücke kehren, wo er ausgezogen ist. Er wird sich einstweilen in den neuen Korb be-

geben, bis man die Königin aufsucht, die sich dadurch bald verräth, weil immer einige Bienen um sie her schwärmen, und nachdem man sie gefunden, in den Korb laufen läßt. So bald man siehet, daß sie beysammen bleiben, bringt man diesen auf seinen gehörigen Platz, und den alten wieder auf seine vorige Stelle.

69.) Wenn sich ein Schwarm an mehrere Stellen anlegt.

Geschieht dies, oder ist er in mehrere Haufen getheilt, so kann es daher rühren, daß mehrere Königinnen vorhanden seyn. Sind die Haufen nahe beysammen, so kann man sie zugleich in den Korb schütteln, sind sie aber mehr getheilt, so bringe man den größten Haufen in den Korb und mit diesem auf das Brett, dann nehme man ein kleines Sieb, wie es die Fuhrleute gebrauchen, ihre Pferde zu füttern, schüttle den zweyten und dritten Haufen, einen nach dem andern hinein, und schütte solche vor den Korb, in welchem der erste ist, sie werden schon mit einander sich vereinigen und eine von den Königinen wählen.

70.) Was ist zu thun, wenn Schwärme aus mehrern Körben zugleich ausziehen?

Wo man viele Bienen hat, da kann es leichte geschehen, daß mehrere Stöcke auf einmal und zu gleicher Zeit schwärmen. Diese ziehen gemeiniglich zusammen, und man leidet dadurch an der Vermehrung seiner Stöcke. Doch hat man nichts dabey verloren, denn ein solcher volkreicher Stamm, wenn er in einen grossen Korb, oder auch in einen dergleichen mit einem Aufsatz gebracht wird, kann so vielen Nutzen schaffen, als wenn es zwey wären. Eine Theilung wäre also hier nicht einmal anzurathen, um so weniger, da sie nicht allezeit gut ausfällt. Doch kann man dieses Zusammenschwärmen auch wohl verhüten, wenn man auch immer mit einem Tuch versehen ist. Hat sich z. E. ein Schwarm schon angelegt, und es erfolgt gleich darauf ein anderer, so eile man, dieses Tuch über jenen zu decken, oder ein Schwarm ist schon so weit gefaßt, daß er eben in den Korb einziehet, und ein anderer will zu ihm einziehen, den verwahre man auch durch dieses Tuch den Einzug. Sollte er sich aber

auf das Tuch ansetzen, so kann man geschwinde einen andern Korb darauf stellen, daß er sich dahin begebe, und ihn gleich in einer kleinen Entfernung von den andern auf einen Stuhl hinstellen. Man eile, wie unten gezeigt wird, den gefaßten Schwarm auf den Bienenstand zu bringen, so wird selten ein solcher Zufall sich ereignen.

Wollte man demohngeachtet die zusammen gezogene Schwärme theilen, so findet man auch dazu verschiedene Vorschläge. Ich will ein paar hier anführen für demjenigen, der einmal Lust hat, Versuche damit zu machen: Man fängt z. E. den ganzen Klumpen ein, schüttet ihn dann auf ein ausgebreitetes Tischtuch, sezt so viele leere Körbe in einem Kreise darauf, als man meint, daß Schwärme zusammen gezogen sind, und überläßt es ihrem Willkühr, in welchem Korb der Eine oder der Andere einziehen will. Zuweilen wählt sich jeder seinen eigenen Korb. Die Fluglöcher der Körbe kehrt man sämmtlich nach dem in der Mitte liegenden Schwarme zu. Man legt auch wohl etwas unter die Körbe, daß die Bienen mehr Eingang fin-

finden. Wenigstens bekommt man auf diese Art ein paar recht gute Stöcke, wenn sie sich auch nicht alle absondern sollten.

Oder man macht die Theilung auf folgende Art: Man schüttet alle zusammen gezogene Schwärme in einen Wasserzuber, legt oben über ein paar Stäbe, hängt so viele grüne Büsche daran, als man meint, daß Schwärme zusammen gezogen sind, dekt ein Tuch oben über den Zuber. Zuweilen haben sie sich schon in der ersten halben Stunde abgesondert, so daß an jedem Busche ein Schwarm hängt. Man nimmt sodann einen Busch nach dem andern mit seinem Schwarm heraus und bringt ihn in seinem Korb, und so an seine Stelle im Bienenhause. Am Abend kann man den Busch unter dem Korbe wieder wegnehmen.

71.) Wenn viele Bienen zurücke bleiben und die vorliegenden nicht in den Stok wollen, was ist da zu thun?

Oft legt sich der gefaßte Schwarm noch häufig um den Korb her und will nicht gleich hinein, aber dieß muß man nicht lange dulden, denn

wenn man ihn nicht in Schatten setzen kann und die Sonnenhitze brennt stark darauf, so bekommen sie Lust wieder aufzubrechen, und zu entwischen. Da besprenge man sie wohl mit Wasser und wenn sie noch nicht weichen, kehre man sie mit den Flederwisch vollends hinein.

Oft fliegen viele Bienen wieder zurück an die Stelle, wo sie hiengen und legen sich noch einmal an. Auch dieses muß ihnen nicht lange gestattet werden. Man komme nur mit Rauch hinter sie her, so werden sie schnell sich nach dem Korbe ziehen. Und wenn dies nicht hinreichen sollte, befestige man nur ein Sträußchen Wermuth an diesen Ort, sie werden gewiß nicht wieder kommen.

So verfahre man auch mit der Stelle, an welche sich ein Schwarm anhieng, der aber sehr mühsam zu fassen war. Gemeiniglich legt sich da gerne wieder ein Schwarm an, wo kurz vorher ein anderer sich ansezte. Damit nun der nachfolgende diese Stelle nicht wieder beziehen möge, so bestreiche man sie nur mit etwas Uebelriechenden, besonders mit Wermuth.

72.) Wenn ein Schwarm nicht in den Korb bleiben will, und von dem Kennzeichen, daß er bleibt.

Vergeblich ist auch zuweilen die Freude des Bienenvaters über den Schwarm, den er in den Korb gefasset hat, denn ehe er sichs versiehet, gehet er wieder heraus, und ziehet entweder zurücke in den alten Stock, oder gehet durch. Im ersten Falle liegt die Schuld an der Königin, und hat nicht viel zu bedeuten, denn solche Schwärme kommen im zweyten und dritten Tag, ja oft noch denselbigen Tag wieder. Aber im zweyten Fall ist es schon etwas gefährlicher, denn der Schwarm gehet gemeiniglich verloren.

Auch trägt sichs nicht selten zu, daß ein Schwarm in seinem Korbe schon ein paar Tage auf dem Bienenstande stehet, und dennoch wieder ausziehet. Hier liegt aber größtentheils die Schuld an einer gewissen Unreinigkeit des Korbes, Federn, Koth von Vögeln und Mäusen, Haare, Spienengewebe u. d. gl. verursachen, daß er nicht bleibt, auch wenn es ein etwas alter nach Moder und Schimmel riechender Korb ist. Da muß man denn alles widrige hin-

hinwegschaffen und lieber einen andern Korb anwenden. Wenn die Hitze der Sonne aber auch zu sehr auf den Korb brennet, so werden die Bienen dadurch veranlasset, wieder auszuziehen. Man gebe ihn also durch ein Bret oder etwas andern nur Schatten, so ist auch diesem Uebel abgeholfen.

Wenn nicht solche eben angezeigte Fehler vorgehen, die den Schwarm wirklich nöthigen, sich wieder aus dem Korbe zu begeben; so hat man gewisse Merkmale, die uns überzeugen, daß er zu bleiben willens ist. Die vom Felde kommenden Bienen ziehen sich mit ihren Vorrath auf den Korbe zu, aus diesen fliegen auch viele in das Feld, andere fangen an den Korb inwendig zu reinigen, indeme sie das herfürragende von Stroh und dergleichen abbeissen, andere tragen das, was abfällt, heraus, und wieder andere fangen an zu bauen. Das kann man wohl beobachten, ohne den Korb in die Höhe zu heben, denn dieses darf man in den ersten Tagen ja nicht thun. Die anfangs sehr zarten und schwachen Rosen brechen gerne ab, durch die Schwere der daran hängenden Bienen, wenn der Korb etwas auf die Seite geneiget

neiget wird. Hat aber das Gebäude nur einmal die Kreuzhölzer erreichet, dann kann man ihn ohne Nachtheil aufheben.

73) Die gefaßten Schwärme muß man bald dahin stellen, wo sie wohnen sollen.

Es ist eine gewiß nicht zu empfehlende Gewohnheit, die viele haben, den gefaßten Schwarm eine Zeitlang, ja wohl gar bis am Abende auf der Stelle stehen zu lassen, wo er gefasset wurde. Es ist vielmehr anzurathen, solchen ohne Verzug in den Bienenstand zu bringen, so bald man überzeugt ist, daß er zu bleiben gedenket. Je länger er stehen bleibet, desto mehr gewöhnt er sich an diesen Ort. Auch noch am zweiten und dritten Tage werden sich solche, dieses Platzes gewöhnte Bienen, noch da verweilen. Ferner ist immer zu befürchten, es möchte ein anderer Stock schwärmen, und dieser Schwarm sich zu den schon gefaßten ziehen, welches immer ein unangenehmer Zufall ist, besonders wenn die Schwärme groß und volkreich sind. Einige meynen, durch das allzuvoreilige Befördern des Schwarms auf den Bienenstand giengen gar viele Bienen, die noch an der Stelle herum-

schwär-

schwärmen, verloren, aber das lasse man sich nicht leid seyn, diese finden gewiß ihre Wohnung, und die solche nicht finden, begeben sich wieder in den alten Stock. Auch ist oft an solchen heißen Tagen ein Donnerwetter zu befürchten, wobey der frey stehende Korb leicht durch einen Sturm umgestürzt, oder der Korb wenigstens ganz durchnässet werden könnte, welches sehr nachtheilig wäre. Nur ein Fall kann das längere, bis auf den Abend daurende Stehenbleiben des Korbs entschuldigen, wenn nämlich ein Schwarm weit hinweg geflogen ist, und sich in einer weiten Entfernung vom Bienenstande angeleget hat, da kann er wohl bis an den Abend stehen bleiben. Man muß aber wohl dafür sorgen, daß er im Schatten zu stehen komme.

Wegen des Platzes, den man den jungen Schwarm auf dem Bienenstande anweisen soll, sind die Meynungen der Bienenväter sehr verschieden. Einige wollen, man solle solchen zunächst an den alten Stock stellen, andere wollen ihn von den alten entfernt wissen. Das leztere ist immer dem erstern vorzuziehen, denn wenn beede zu nahe beysammen stehen, so wird mehrentheils einer davon schwächer am Volke,

und

und dies fürnämlich der junge, weil die meisten Bienen durch den einmal gewohnten Flug zu dem alten Stock geleitet werden. Nur das beobachte man, wo es sich thun lässet, daß man den jungen Stock einen seiner vorigen Stelle ähnlichen Platz anweise, und wann er hoch oder niedrig gestanden, ihn auch wieder hoch oder niedrig stelle.

74.) Das viele Schwärmen ist sehr nachtheilig, und wie man dabey hilft.

Es giebt viele Bienenliebhaber, die sich glücklich nennen, wenn sie nur viele Schwärme bekommen, alleine sie verrathen viele Unwissenheit, wenn sie sich darüber zu sehr freuen, und sehen nicht ein, daß sie, so reich sie jetzo sind, bald eben so arm werden können. Es dürfen nur, wie es sich gar oft zuträgt, nach dem Schwärmen regnerische und kalte Tage einfallen, an denen die Bienen nichts eintragen können, dann gehen entweder Alte und Junge zu Grunde, oder sie bleiben so schlecht, daß man sie nicht überwintern kann, sondern tödten muß, und doch nichts von ihnen erndtet. Wer viele Schwärme bekommt, nämlich von wenigen Mutter-

terstöcken, der ist nicht zu beneiden, vielmehr zu bedauren, denn selten werden in 10 Jahren nur 2 Jahre kommen, wo solche Schwärme nur halb gut werden. Wer 6 Ständer auf seinem Bienenstande hat, und er bekommt von jedem einen volkreichen Schwarm zu rechter Zeit, der sey mit seinem Glücke zufrieden, denn er kann nach einigen Wochen reicher seyn, als ein anderer, der von eben so viel Ständern 12 und mehrere Schwärme bekam. Wenn zuweilen von einem guten Stocke noch ein Nachschwarm erfolgt, so kann er bey guter Witterung noch gut werden, aber was ausserdem noch nachkommt, wird nichts, und befördert den Untergang des Alten. Man wird daher am klügsten verfahren, wenn man den alten Stock gleich nach den ersten Schwarm einen Auf- oder Untersatz giebt, wodurch meistens das weitere Schwärmen verhindert wird. Oder man suche von einem solchen überflüßigen Schwarm die Königinnen zu bekommen, so werden die Bienen wieder zurücke gehen, und beysammen bleiben.

Einen durch das Schwärmen schwach gewordenen Stock kann man auch dadurch helfen, wenn man einen Nachschwarm mit ihm verei-

vereiniget, daß er mehr Volk bekommt. Man fängt den Nachschwarm in einen leeren Korb, in welchen keine Querhölzer sind, und läßt ihn ruhig bis an den Abend stehen. Dann gräbt man ein Loch in die Erde, sezt diesen Korb darüber, thut einen starken Stoß oder Schlag oben darauf, daß die Bienen alle herunter in das Loch fallen, sezt sogleich den alten schwachen Stock darauf, verwahrt alles rund herum mit einen Tuch, daß keine Biene heraus kann, und läßt ihn die Nacht hindurch so stehen. Am Morgen wird man finden, daß die Bienen aus dem Loche zu den andern im Korbe hinauf gegangen sind. Die junge Königin wird sogleich von ihnen getödtet. Will man die Vereinigung beyder Stöcke desto mehr beschleunigen, so kann man nur beyde mit etwas Honigwasser besprengen, dadurch bekommen sie einerley Geruch und begegnen einander freundschaftlicher. So bald man wahrnimmt, daß sie sich mit einander vereiniget haben, trägt man den Korb an seine gehörige Stelle wieder hin, und dies so bald als möglich, damit die Bienen Luft bekommen und nicht ersticken. Dies Vereinigungs-Geschäfte muß auch eben nicht nothwendig bey einem in

die

die Erde gegrabenen Loche verrichtet werden, man kann es bequemer auf einen Stuhl verrichten. Auf diesen legt man einen etwas dicken Kranz oder Ring von Stroh gebunden, daß der darauf umgekehrt zu stehende Korb nicht wanket. Der alte Korb wird unten geschwinde umgekehrt hingestellet, der andere mit seiner Mündung oben darauf, die Fluglöcher verstopft und mit einem Tuch umgeben, und dann auf den obern geschlagen. Dies befördert die Vereinigung am geschwindesten. Wenn nun der Alte mit seinen erhaltenen Nachschwarm wieder an seine vorige Stelle auf den Stand gebracht worden ist, so setze man ihnen etwas Honig unter, das wird die Vereinigung vollends befördern, daß sie am folgenden Tag gemeinschaftlich mit einander arbeiten.

Dieses Vereinigen der Schwärme ist allemal sehr nützlich, besonders bey kleinen schwachen Nachschwärmen, denn bringt man mehrere Bienen zusammen, so arbeiten sie desto fleißiger und bringen mehr Vorrath zusammen. Man dulde daher keine schwachen Stöcke, sondern verstärke sie durchs vereinigen. Lieber wenig gute, als viel schlechte Bienen.

Zuweilen verspätet sich ein Schwarm. Er ist volkreich, aber doch ist die beste Zeit zur Erndte verstrichen. Den kann man am besten dadurch helfen, wenn man ihn einen Korb giebt, worinnen schon ein leeres aber reines Gebäude sich befindet. Oft wird ein Stock weisselloß und er verläßt seinen Korb mit vollem Gebäude. Dieses solle man wohl aufbewahren, denn einen etwas verspäteten Schwarm kann man damit wohl aufhelfen. Nur muß ein solches Gebäude vor dem Fassen wohl mit Honig bespritzet werden, die Bienen verweilen dann lieber darinnen.

75.) Man muß nicht alle seine Bienen zum Schwärmen bestimmen.

Da man nicht vorher sehen und bestimmen kann, ob ein gutes Bienenjahr erfolgen werde, und man doch immer eben sowohl auf eine reiche Honigerndte, als auf die Vermehrung der Bienenzucht sehen muß, so ist es rathsamer, nur die Hälfte oder auch nur den dritten Theil zum Schwärmen zu bestimmen. Der Sommer mag dann gut oder schlecht werden, man wird in jedem Falle dabey gewinnen. Man bekommt Schwärme, man erndtet aber auch Honig. Oft

fügt

fügt es sich ja ohnehin, daß solche Stöcke, die man durch das Auf- oder Untersetzen vom Schwärmen abhalten wollte, dennoch schwärmen. Es kann also an Schwärmen nicht fehlen.

76.) Von Nothschwärmen.

Die sogenannten Nothschwärme kommen oft schon im April und zu Anfange des May, auch wohl zuweilen erst im Herbste, wider alles Vermuthen, aus einem Stocke, der zwar viel Volk, aber wenig Honig hat, auch bisweilen nicht einmal ganz ausgebauet ist. Er kommt mehrentheils daher, weil wegen Abgang der alten Königin mehrere Königinnen angesezt und erbrütet worden, zwey davon aber jede einen Anhang bekommen, und sich das Volk getheilet hat. Da nun nach der Bienen Gesetze und Ordnung nur eine Regentin seyn darf, und alle überflüßige Königinnen getödtet werden, so geschiehet auch hier, daß das Volk nicht einig werden kann, welche die Regentin bleiben soll. Ist nun jeder Anhang so groß, daß sie nicht getödtet werden kann, so ist eine davon, da nicht zwey in einem Korbe bleiben können, gedrungen, mit ihrem Anhange auszuziehen, und ge-

wöhn-

wöhnlich höret man alsdann das Tüten, als ein Signal der Königin zum Abmarsch. Kommen solche Nothschwärme im Herbste, so taugen sie nichts, und man tödtet die Königin des Schwarms, damit er wieder zurück in seinen Stock ziehe. Aber im Frühjahre belohnt es sich oft der Mühe, daß man ihn fasset, denn bey guter Witterung kann er arbeiten, wenn er besonders zuweilen mit gutem Honig gefüttert wird.

77.) Von Hungerschwärmen.

Schon der Ausdruck, Hungerschwarm, sagt es genug, daß der Mangel die Hauptursache solcher Schwärme sey, daher sie auch Bettelschwärme genennet werden. Wenn aller Vorrath aufgezehrt ist, so verläßt die Königin sammt dem Volke den Stock. Bey einem sorgfältigen Bienenvater, der seinen Bienen fleißig nachsiehet, wird dieser Fall selten eintreten, weil er noch zu rechter Zeit den Bedürfnißen des Bienenstockes abhelfen und ihn durchs Füttern erhalten wird. Solche Bettelschwärme irren, ohne sich irgendwo anzulegen, bis sie endlich zu einen andern Bienenstand kommen, und ohne sich abtreiben zu lassen, in einen Korb eindringen.

gen. Wenn man es bemerket, so muß man ja füttern, daß sich beede erhalten, dann hat man keinen Nachtheil davon. Ist es aber ein hönigreicher Stok, der diesen Zuwachs an Volk erhielt, dann kann man mit dem Füttern zuwarten, bis es nothwendig werden sollte.

Doch veranlaßt nicht allemal der Hunger einen solchen Schwarm, denn er verläßt zuweilen noch Honig genug bey seinem Abzug. Die Motten, Rankmaden, Faulbrut, oder irgend eine andere Unreinigkeit, wofür die Bienen den größesten Abscheu haben, zwingen ihn, den unsaubern Korb zu verlaßen, und sich einen reinern Aufenthalt zu wählen.

78.) Bey einfallendem Regenwetter muß man die jungen Schwärme füttern.

Es kann geschehen, daß heute ein Schwarm erfolget; den andern, auch wohl mehrere Tage hernach könnte Regenwetter einfallen, dann leiden die jungen Schwärme großen Mangel. Wenn nun ein solcher Stock Noth leidet, so ist der Schade davon in der Folge beträchtlich. Der Wachsbau hört auf, die Brut bleibt unbesorgt, die Bienen nehmen ab und sterben wohl

gar.

gar. Ein junger Schwarm kann sich wohl einige Tage ohne Futter erhalten, weil sich die Bienen beym Ausziehen des Schwarms mit Honig versehen haben, da täglich welche viel auffressen müssen, um Wachs davon ausschwitzen zu können. Von diesem hiezu bestimmten Futter zehren sie wohl jezt kärglich, weil sie keinen Vorrath vor sich sehen, auch nichts von aussen sammlen können; alleine man wird finden, daß ein Schwarm, der wohl 14 Tage nach jenem kommt, und jezt schönes Wetter mit jenem genießt, den erstern ungleich übertreffen werde. Die Ursache ist blos darinnen zu suchen, daß der junge Schwarm in den ersten Tagen nicht Ueberfluß hatte, sondern Mangel gelitten. Gesezt also, es erfolgt Regenwetter, so setze man ihnen einen Abend um den andern gesunden, reinen Honig mit Sternanisthee vermischet, zum Futter hin, oder auch nur Zucker-Syrup, denn auch davon sollen sie Wachs ausschwitzen; sie werden dies Futter verzehren und Wachs bereiten, ob sie gleich kein Blumenmehl erhalten. Sie werden auch übrig behalten, um die Brut versorgen zu können. Die Folge wird es lehren, wie reichlich sie das wenige Futter-

honig wieder einbringen werden. (Die Fortsetzungen folgen.)

h) Für die Technologie.

Einen guten Lack zu machen, um Bilder und Gemälde damit aufzufrischen.

Man nimmt 10 Loth Sandarak, und 4 Loth Mastixgummi, 1 Loth hellen Gummi arabicum und 1 1/2 Loth Kampfer. Diese sämmtliche Materialien stößt man etwas gröblich in einem Mörsel, sezt aber den Kampfer erst am Ende bey. Man nimmt eine Flasche, die 1 1/2 Maas oder Leipziger Kannen hält, füllt diese mit einer Maas Spiritus vini rectificat. und sezt die genannten Species bey. Die Flasche wird mit einer Blase, in die man mit einer Stecknadel oder Kluse kleine Löcher gestochen hat, zugebunden und auf einen warmen Ofen in eine Schüssel mit Sand gefüllt, gesezt, so lange, bis sich die Gummen alle rein aufgelößt und zu einem flüßigen Liquor gebildet haben, den man, wenn er zu dicke werden sollte, welches leicht geschieht, mit Spiritus vini verdünnet. Man reinigt beschmuzte Bilder und Gemälde, wenn sie in Oel gemahlt sind, vorsichtig mit Zwiebelsaft und Wasser, und bestreicht sie nachher,

mit-

mittelst eines feinen Pinsels, mit diesem Lack so dünne als möglich, und sie werden das Ansehen als neu erhalten. Auch auf Kupferstiche und Wassermahlereyen läßt sich dieser Lack anwenden, nur ist da große Behutsamkeit im Auftragen zu beobachten, damit man die feinen Striche nicht verdeckt und die Farben nicht verwischt.

Schwarze Holzbaize zu machen.

Man kocht ein halb Pfund Campesche- oder Blauholz in einer halb Maas Wasser mit ein wenig Alaun ab, bestreicht mit dem Decoct oder der Brühe das zum Baizen hergerichtete Holz verschiedenemale und zwar allezeit warm. Unterdeßen stößt man 4 Loth Gallus zu Pulver, gießt eine Maas Wasser darüber und läßt diese Mischung einige Tage in gelinder Wärme stehen. Nun bestreicht man auch mit dem Gallus-Aufguß das geblauete Holz drey- bis viermal, und am Ende noch einmal mit einer Auflösung von einem Loth grünen Vitriol auf 1/2 Maas Wasser, so wird das Holz eine schöne schwarze Baize erhalten. Hat man gute schwarze Dinte, so kann man solche statt der Gallus- und Vitriol-Solution nehmen.

Purpurfarbene Holzbaize.

Man nimmt ein halb Pfund Fernambucholz und mischt darunter 4 Loth Bresilholz, kocht beyde in 3/4 Maas Wasser mit ein wenig Alaun eine Stunde lang. Nun streicht man mit der erhaltenen Farbbrühe das zum Baizen gehörige Holz mehrmalen warm an, bis es die rechte Purpurfarbe erhält. Ferner löset man 1/4 Loth gereinigte Potasche in 1 Maas Wasser auf und giebt mittels Ueberstreichung dieser Auflösung, der Baize das Leben, man kann auch dadurch die Farbe dunkelblau machen.

Grüne Holzbaize.

Man löse Grünspan im Weineßig, oder destillirten Grünspan im Wasser auf und überstreiche damit warm das zum Baizen bestimmte Holz so lange, bis man die begehrte grüne Farbe erhalten hat.

Mittel, Fettflecken aus Kleidern von allerley Stof zu bringen.

Man nimmt eine Ochsengalle, häutet solche aus, thut den Saft in ein Töpfchen und dazu für 2 kr. Venedische Saife und für 2 kr. Amidon oder weiße Stärke; diese Stücke kocht man nun gelinde zu einer Salbe und rührt beym Erkalten

kalten für 2 kr. Kampferspiritus darunter. Mit dieser Salbe nun wird der in dem Kleide befindliche Schmuz- oder Fettflecken beschmiert oder eingerieben, und wenn er trocken geworden, mit frischem und reinem Wasser ausgebürstet. Weicht der Schmuz oder die Fettstelle auf das erstemal nicht, so muß man das Mittel wiederholen.

Glas auf Holz zu kütten.

Man nimmt 1/4 Pfund schwarzes Pech und 2 Loth gelbes Wachs. Erstlich läßt man das Pech und hernach das Wachs untereinander fließen, ist dies geschehen, so nimmt man 1 Hand voll höchst fein gesiebte Asche und mischt diese warm unter das geschmolzene Pech und Wachs, so ist die Kütte fertig. Will man nun damit kütten, so muß man sehr eilen, denn die Küttmasse wird bald hart,

i) Diätetische Mittel.

Ob das Heringessen gesund sey?

Wenn man die Natur der Heringe näher betrachtet, so wird man finden, daß sie nach dem Genuß zwar Durst machen, aber niemalen den Magen verderben, man esse denn zu viel; denn

wenn

wenn sie mäßig gesalzen sind, und zu rechter Zeit gegessen werden, so schaden sie gar nicht, sondern sie dienen vielmehr den Magen zu einer bessern Concoction, zertheilen den Schleim, machen einen offenen Leib, und stellen den verlornen Appetit wieder her.

Unter allen Salzen, welche uns sowohl die Natur selber darreichet, als welche auch durch die Kunst zubereitet werden, ist wohl das Meersalz das allerdienlichste; es hat selbiges eine recht durchdringend-wirksame Kraft, den zähen Schleim, sowohl in dem Magen und Gedärmen, als in den kleinen Gekrößgängen und Drüsen anzugreifen, zu verdünnen, und zum Ausführen geschickt zu machen; dessen prikelnde Eigenschaft reizet die Gedärme, und führet ihren zähen Schleim aus. Ich ziehe die in der Sonne calcinirten Austerschalen allen übrigen Digestivis, wegen ihres Meersalzes, vor. Wie viele Menschen giebt es nicht, die alle Medicin verabscheuen, und dennoch wollen sie ihnen geholfen wissen; es wäre daher zu wünschen, daß man viele dergleichen Mittel hätte, Krankheiten abzuwehren, wie die Heringe sind. Gesalzene Fische haben nicht alle diese Eigenschaft, einige haben ein allzustrenges Fleisch, welches unsern Magen

unver-

unverdaulich ist, andere allzuviele Fettigkeit, welche der Natur zuwider. Ihr habt Euch euren Magen verdorben, er ist voll Galle, Schleim, oder überhäufter Säure, was wollet ihr für eine bessere Arzeney haben, nehmet einen Hering, er ist Euch eine Speise und auch eine Medicin, nicht gebraten, nicht in der Butter gebacken, sondern so natürlich, wie er ist, lasset das überflüßige Salz durch wiederholtes Waschen von ihm nehmen, esset euch satt daran, ihr werdet den besten Nutzen davon haben, er wird euch nicht allein eine gelinde Oeffnung des Leibes machen, sondern euer verlorner Appetit wird sich auch wieder finden.

Ein armer Mensch, der sein Weniges wegen eines langwierigen Fiebers an die Aerzte verwendete, hat einen harten und hohen Leib, sein kleines Gekröse ist verstopfet, er neiget auf die Wassersucht, als wie der Kalender auf feuchtes Wetter, lasset ihn in gewisser Maße fleißig Hering essen, ihr werdet gute Wirkung davon sehen. Ein Milzsüchtiger, dessen ganzes Gekröse aufs äusserste mit einem zähen Schleime verstopfet ist, wird nebst vielem Trinken sich wohl dabey befinden, jedoch muß dessen Genuß nicht allzuhäufig seyn, damit sein, ohnedem von scharfen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

sen Salzen angefüllter Körper nicht noch mehr damit überhäufet werde.

Euch kann nicht unbekannt seyn, daß öfters ein Mensch plözlich in eine Heischerkeit verfällt, und kaum reden kann, die Erfahrung wird euch hiebey gelehret haben, daß dawider ein Hering mit besten Nutzen angerathen werde, aus der Ursache: weil von zurückgetretenen zähen Schleim die Halsdrüsen zu sehr verstopfet sind, welchen das Meersalz nicht allein auflöset, und flüßig machet, sondern auch abführet. Ihr habt also in der That an dieser Speise eine Medicin, die euch viel Nutzen schaffen kann; ihr müsset Euch aber auch derselben als einer Medicin bedienen, als welche man nicht zu einer Gewohnheit machet, vielweniger alltäglich zu gebrauchen pfleget.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

No. IV.

1. Die kleine Mirabelle.
2. Die grosse Königin Claudie.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

förster Buchh.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nützliche und bewährte Beytraege zur Oekonomie zum besten für Stadt-, Haus- und Landwirth

Nürnberg 1811

Oecon. 273 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10294157-1